

Grimmige Märchen und Sagen

Es war einmal ein Kater und zwar nicht die Katze



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Der Rattenfänger von Hameln	6
Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich	7
Katze und Maus in Gesellschaft	9
Marienkind	11
Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen	13
Der Wolf und die sieben jungen Geißlein	14
Der treue Johannes	16
Der gute Handel	18
Der wunderliche Spielmann	19
Die zwölf Brüder	20
Das Lumpengesindel	22
Brüderchen und Schwesterchen	23
Rapunzel	25
Die drei Männlein im Walde	26
Die drei Spinnerinnen	28
Hänsel und Gretel	29
Die drei Schlangenblätter	31
Die weiße Schlange	32
Strohalm, Kohle und Bohne	34
Von dem Fischer und seiner Frau	35
Das tapfere Schneiderlein	36
Aschenputtel	37
Das Rätsel	39
Herr Korbes	40
Die Juniper-Baum (Machandelboom)	41
Rotkäppchen	42
Die Bremer Stadtmusikanten	44
Der singende Knochen	45
Der Teufel mit den drei goldenen Haaren	46
Die Lämmer und die jungen Geißlein	48
Hänschen-dumm	49
Die drei Sprachen	50
Die kluge Else	51
Der Schneider im Himmel	52
Tischchen deck dich, Goldesel und Knüttel aus dem Sack	54

Daumesdick	55
Die Hochzeit der Frau Füchsin	56
Die zwölf Jäger	57
Die drei Glückskinder	58
Allerleirauh	59
Die sieben Raben	60
Die Bienenkönigin	61
Die drei Federn	62
Die goldene Gans	64
Der gestiefelte Kater	65
Der Hund und der Sperling	66
Der Frieder und das Katherlieschen	67
Der alte Sultan	68
Die sechs Schwäne	69
Dornröschen	71
Fundevogel	72
König Drosselbart	73
Schneeweißchen und Rosenrot	74
Die kluge Bauerntochter	75
Der Eisenhans	76
Der Arme und der Reiche	78
Der Teufel und seine Großmutter	79
Der junge Riese	80
Die Gänsemagd	81
Der König vom goldenen Berg	82
Der Rabe	83
Die zwölf Tanzenden Prinzessinnen	84
Die zwei Brüder	85
Der Eisenofen	86
Die faule Spinnerin	87
Die klare Sonne bringt's an den Tag	88
Der arme Müllerbursch und das Kätzchen	89
Die Hand mit dem Messer	90
Die Alte Bettelfrau	91
Die Kristallkugel	92
Der Bärenhäuter	94

Der Zaunkönig und der Bär	95
Die klugen Leute	96
Der alte Großvater und der Enkel	96
Die Wassernixe	97
Die Nelke	98
Die zertanzten Schuhe	99
Der Gevatter Tod	100
Der Meisterdieb	102
Der gelernte Jäger	103
Der starke Hans	104
Die Rübe	105
Der Räuberbräutigam	106
Die drei kleinen Schweinchen	107
Der gelernte Arzt	108
Der Vogel Greif	109
Der Fuchs und die Katze	110
Der Fuchs und das Pferd	111
Die ungleichen Kinder Evas	112
Die Nixe im Teich	113
Die Alte im Wald	114
Der Hase und der Igel	115
Der kleine Sackpfeifer	116
Die Scholle	117
Die Brosamen auf dem Tisch	117
Das Waldhaus	118
Die klugen Knechte	119
Die zwei Wanderer	120
Hans mein Igel	121
Das Wasser des Lebens	122
Doktor Allwissend	123
Der Geist im Glas	124
Des Teufels rußiger Bruder	125
Der Zaunkönig	126
Die Eule	127
Der untreue Hühnermädchen	128
Der Sperling und seine vier Kinder	129

Das Märchen vom Schlauraffenland.....	129
Der gestohlene Pfennig	130
Die Kinder in Hungersnot	131
Der Stiefel von Büffelleader.....	132
Der Goldene Schlüssel.....	133
Der Bauer und der Teufel	133
Der Faule und der Fleißige.....	134
Die Gänsehirtin am Brunnen	135
Die Lebenszeit.....	136
Der Liebste Roland.....	137
Schneewittchen	139
Rumpelstilzchen	140
Jorinde und Joringel	141
Die zwei Königskinder.....	142
Die goldene Frau.....	143
Die weiße und die schwarze Braut	144
Die drei schwarzen Prinzessinnen	145
Der gläserne Sarg.....	146
Der Krautesel	147
Die himmlische Hochzeit	148
Der Riese und der Schneider	149
Der Hahnenbalken.....	150
Der Okerlo	151
Die weiße Taube	152
Die drei Schwestern.....	153
Der singende, springende Löweneckerchen.....	154
Die Goldkinder.....	155
Der Sternthaler.....	156
Die drei Vögel	157
Die Schusterburschen.....	158
Der Teufel und der Bauer	159
Der Bauer und die Teufel.....	160
Die beiden Wanderer	161
Frau Holle	162
Impressum.....	164

Der Rattenfänger von Hameln

Hameln war kein Ort, an dem man freiwillig bleiben wollte. Kopfsteinpflaster, das schon im Mittelalter kaputtgetreten war, stinkende Gassen voller Bierpisse und Kirchenleute, die predigten, während sie im Hinterzimmer die kleine Kellnerin begripschten. Und dann die Ratten. Überall diese Mistviecher. Sie saßen in der Suppe, knabberten am Käse, schissen in die Betten. Wenn du nachts hustetest, konntest du dir sicher sein, dass gleich fünf von den Viechern aus dem Strohsack krochen.

Die Leute jammerten, tranken, jammerten weiter und saufen half natürlich nichts. Die Stadtväter – dicke Schweine mit Doppelkinn, roten Backen und zu viel Met in der Leber – hielten Rat. „Wir brauchen ’ne Lösung“, sagten sie, während sie am Schweinebraten kauten. „Aber bitte billig.“ Billig war immer ihr Lieblingswort.

Und da kam er. Dünn wie ein Besenstiel, mit einem Gesicht, das aussah, als hätte man es aus Knetmasse geformt und dann vergessen, es fertig zu machen. Der Typ trug Klamotten so bunt, dass selbst ein Clown kotzen würde, und er hatte eine Flöte unter’m Arm. „Ich kann eure Ratten loswerden,“ sagte er, „aber ihr müsst blechen. Und zwar richtig. Kein Almosen, kein Freibier, ich will Geld, verstanden?“

Die Ratsmänner nickten, als hätten sie gerade den lieben Gott persönlich gehört. „Natürlich, Freundchen. Mach du mal, dann regeln wir das.“ Und alle wussten: das war gelogen.

Der Kerl stellt sich also mitten auf den Marktplatz, setzt das Ding an die Lippen und fängt an zu spielen. Aber nicht irgendwie. Es war kein nerviges Gedudel, das nach drei Tönen in den Ohren weh tut. Es war etwas anderes. Die Luft vibrierte. Die Ratten hörten auf zu nagen, krochen hervor wie verstrahlte Hippies, wenn jemand „Gratis-Drogen“ schreit. Erst Dutzende, dann Hunderte, dann Tausende. Ein stinkender, pelziger Strom wälzte sich durch Hameln.

Die Leute hingen an den Fenstern, mit offenem Maul und schlotternden Knien. „Guck dir das an!“, rief einer. „Die Ratten gehen!“ Ja, verdammt. Sie gingen. Hinter der Flöte her, hinaus zur Weser, und dann – platsch. Die Flöte spielte, die Ratten sprangen, und die Weser wurde ihr Massengrab.

Am nächsten Morgen war Hameln rattenfrei. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten konnte man ein Stück Brot essen, ohne dass einem vorher die Hälfte weggemampft wurde. Und wie dankten sie's dem Flötisten? Gar nicht.

Der Kerl klopfte an die Rathauspforte. „So, Freunde, jetzt mal Tacheles. Wo ist die Kohle?“

Die Stadtväter grinsten fettig aus ihren Sesseln. „Ach, na ja, wir dachten, du machst das mehr so... aus Freude am Musizieren. Weißt schon. Kulturförderung.“

„Verarscht mich nicht“, knurrte der Flötist.

„Na gut“, sagte einer, „wir können dir ein Freibier geben. Oder 'ne Wurst. Mehr aber nicht.“

Das war der Fehler. Denn ein Mann, der freiwillig Flöte spielt, ist ohnehin schon ein Pulverfass. Den willst du nicht noch mit Freibier beleidigen.

Also zog er wieder los. Diesmal spielte er nicht für die Ratten, sondern für die Kinder. Und die Kinder kamen. Barfuß, mit verschlafenen Augen, als hätten sie die Nacht durchgesoffen, wankten sie ihm hinterher. Kleine Hände ließen Spielsachen fallen, Mütter schrien, Väter stolperten aus den Schänken. Aber die Kinder gingen weiter.

Der Flötist führte sie hinaus, weg aus der Stadt, hin zu den Bergen. Keiner konnte folgen, keiner konnte aufhalten, und die Musik schnitt wie ein Messer durch jede Kehle, die protestieren wollte. Dann waren sie weg. Spurlos.

Hameln blieb zurück. Ohne Ratten. Ohne Kinder. Nur mit den heulenden Eltern, den dicken, betrogenen Stadtvätern und einem Kater, der sich über Jahre nicht legen würde. Und der Flötist? Keine Sau hat ihn je wieder gesehen.

Moral? Ach, fickt die Moral. Märchen sind für Idioten, die glauben, dass am Ende alles gut wird. Die Wahrheit ist: Wenn du jemanden bescheißt, der die Macht hat, deine Welt zu ändern, dann nimmt er dir alles. Und er macht's im Takt.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

Es war einmal eine Prinzessin, die hatte mehr Langeweile im Arsch als Haare auf dem Kopf. Sie hockte den ganzen Tag rum, klimperte mit ihrem goldenen Bällchen, als wär's das letzte Spielzeug in der Klappe, und fühlte sich großartig

dabei. Palast, Reichtum, Bedienstete – aber null Spaß, null Verstand. Die Welt draußen war ihr scheißegal, solange ihr Ballchen glitzerte.

Eines Tages – platsch! – rollt das Ding in den Brunnen. Tief runter, ins Schwarze. Weg. Ende.

Die Prinzessin fängt an zu flennen, als hätte man ihr die Kreditkarte gesperrt. Heult und jammert, dass sogar die Tauben genervt abfliegen.

Und dann – *quak* – taucht er auf. Ein fatter, schleimiger Frosch, der mehr nach nassem Keller stinkt als nach Tier. „Ich hol dir den Ball,“ sagt er mit schleimiger Stimme, „aber nur, wenn du mich danach bei dir wohnen lässt. Bett, Essen, Gesellschaft. Deal?“

Die Prinzessin nickt sofort. Natürlich nickt sie. Die denkt nicht nach. Hätte auch „Dein Blut“ sagen können, sie hätte es abgenickt. Hauptsache, das verdammte Spielzeug ist zurück.

Also springt der Frosch runter, holt den Ball, schmeißt ihn ihr vor die Füße – und zack! rennt die Prinzessin ab wie 'ne Sprinterin auf Speed. Keine Rede von Bett, kein Essen, kein gar nichts. Verarscht.

Aber der Frosch lässt nicht locker. Abends hockt er vor'm Palast, klopft mit seiner schleimigen Flosse an die Tür. „Mach auf, Prinzessin! Wir hatten einen Deal!“

Der König selbst hört's. „Was ist da los?“

Die Tochter windet sich: „Ach, nix Papa... nur so'n Vieh, das dumm rumquakt.“ Aber der König, dieser alte Moralprediger mit Krone auf'm Kopf, sagt: „Du hast ein Versprechen gegeben, also halt's auch ein, verdammt. Adel verpflichtet.“ Ja, klar. Adel verpflichtet nur, wenn's nicht um den eigenen Suff geht.

Die Prinzessin mault, öffnet die Tür. Da hockt der Frosch. Rein mit ihm. Mit an den Tisch. Mit ins Zimmer. Immer näher, immer dreister.

Und schließlich – der Frosch will mit ins Bett. Prinzessin flippt aus. „Das ist ja ekelhaft! Du bist glitschig, stinkst nach Moor und hast Augen wie zwei fette Glasmurmeln!“

„Versprochen ist versprochen,“ quakt er.

Sie hält's nicht mehr aus. Schnappt den Frosch und *klatsch!* – haut ihn voller Ekel gegen die Wand. Keine Romantik, kein „Küsschen“ wie im Disney-Film. Reiner Zorn, reine Wut, pure Kotze im Hals.

Und siehe da – der Frosch zerplatzt nicht, er verwandelt sich. Zack, da steht plötzlich ein Prinz. Schön, geschniegelt, wie frisch aus der Barbieri. Die Prinzessin blinzelt, denkt: „Na gut, wenn schon, dann lieber so als dieser glitschige Sack.“

Und weil's noch nicht absurd genug ist, kommt da auch noch Heinrich ins Spiel. Der eiserne Heinrich. Das ist der Diener des Prinzen, der hat sich aus Liebeskummer eiserne Bänder ums Herz schmieden lassen – kein Scheiß. Als der Prinz wieder frei ist, macht's *klirr, klirr, klirr* – die Bänder springen auf, weil Heinrich sich so freut, dass sein Chef wieder da ist. Was für'n Mist. Wer zur Hölle lässt sich freiwillig Herzbänder anlegen? Ein Emo mit Schmiedekontakten, mehr nicht.

Also heiraten Prinz und Prinzessin, weil man halt so macht im Märchen, auch wenn die Story mehr nach Kneipenschlägerei riecht als nach Liebe. Der Froschprinz feiert seine Freiheit, Heinrich sabbert vor Freude, und die Prinzessin denkt wahrscheinlich immer noch: „Hauptsache, mein Ball glitzert wieder.“

Katze und Maus in Gesellschaft

Es war einmal – wie immer fängt so'n Dreck an – eine Maus und eine Katze. Und die beiden beschlossen, zusammenzuleben. Klingt schon wie der Anfang von 'ner toxischen WG in Berlin: einer frisst, der andere zahlt, und am Ende hängt der Kühlschrank voller leerer Bierdosen.

Die Maus, so naiv wie frischgeschlüpft, dachte: „Ach, die Katze wird mich schon nicht fressen, wir sind jetzt Freunde, wir teilen alles, Peace, Love & Harmony.“ Die Katze grinste nur und dachte: „Genau, Mäuschen, teilen. Ich dein Essen, du deine Dummheit. Prost.“

Sie mieten sich also sozusagen ein „Gemeinschaftsleben“ zusammen, irgendwo unterm Kirchendach. Aber Winter kam, und Winter heißt: kein Futter, keine Körner, kein Scheißdreck. Da mussten sie vorsorgen. Also beschlossen sie, ein Töpfchen Fett als Vorrat in der Kirche zu deponieren. Sicherer Ort, niemand klaut in der Kirche – außer den Pfaffen, aber die saufen lieber Messwein.

Sie stellen das Töpfchen hin, versiegeln es feierlich, und die Katze sagt: „Wir rühren das nicht an, bis der Winter kommt, klar?“

Die Maus nickt brav. Ehrlich, das Vieh war dümmer als 'ne betrunkene Amsel.

Nach ein paar Wochen kommt die Katze mit Ausreden. „Ach, Mäuschen, meine Cousine hat ein Kind bekommen, ich muss schnell hin, Taufpatin und so.“

Maus: „Oh, wie schön, grüß sie lieb von mir.“

Katze marschiert geradewegs in die Kirche, popelt das Töpfchen auf und leckt die oberste Fettschicht weg. Süffig wie ein Glas Whiskey auf leeren Magen.

Danach legt sie den Deckel wieder drauf und kommt heim.

Maus fragt: „Und, wie heißt das Kind?“

Katze: „Oben-auf.“

Maus denkt nix dabei.

Ein paar Wochen später: gleiche Scheiße. „Ach, Mäuschen, meine Tante hat wieder ein Kind bekommen, ich muss weg.“

Weg war sie, wieder zum Töpfchen. Diesmal halbe Portion weggeballert.

Maus: „Und wie heißt das Kind diesmal?“

Katze, mit vollem Bauch: „Halb-weg.“

Maus kratzt sich am Kopf, aber na ja, Namen sind manchmal komisch.

Noch ein paar Wochen: dritte Ausrede. Katze schleicht wieder in die Kirche, macht das Töpfchen endgültig leer, leckt den Boden aus, als wär's der letzte Tropfen Bier nach 'ner durchsoffenen Nacht. Kommt zurück.

Maus: „Na, wie heißt das Kind?“

Katze: „Ganz-weg.“

Maus denkt: „Irgendwas stimmt hier nicht“, aber sie ist zu blöd oder zu gutgläubig, um zwei und zwei zusammenzuzählen.

Dann kam der Winter. Es war kalt, alles zugefroren, nix zu fressen außer Kirchenmäuse und Frostbeulen. Die Maus sagt: „Komm, Katze, jetzt ist die Zeit, das Töpfchen zu öffnen. Unser Fett wird uns retten.“

Katze grinst wie ein Zuhälter beim Kassensturz: „Ja, Mäuschen, lass uns hingehen.“

Sie finden natürlich das Töpfchen leer. Maus flippt aus: „Verdammt, jemand hat uns bestohlen!“

Katze leckt sich die Schnauze und sagt: „Ja, jemand war hier. Oben-auf, Halb-weg, Ganz-weg. Das war ich.“

Und dann – *zack* – frisst sie die Maus. Ohne Ausrede, ohne Tränen, ohne „Sorry“. Einfach runtergeschluckt. Ende Gelände.

Und da hockte die Katze, vollgefressen, satt und zufrieden. Draußen knallte der Frost, drinnen knurrte kein Magen mehr – jedenfalls nicht ihrer.

Marienkind

Es war einmal ein Holzfäller. So einer, der den ganzen Tag im Wald hackte, bis die Hände voller Blasen waren und die Knochen krachten. Der hatte eine Frau, die auch nix hatte, außer Hunger und die Fresse voll mit Sorgen. Kinder kriegen konnten sie nicht mehr ertragen – zu viel Mäuler, zu wenig Brot. Aber eines Tages kam doch eins auf die Welt. Ein Mädchen. Und wie das so ist in Märchen: das Mädel sah aus wie Zuckerwatte in Engelsform, mit Augen wie ein betrunkenes Reh.

Die Eltern waren überfordert. Kein Geld, kein Futter, nix. Also kam Maria höchstpersönlich vom Himmel runter. Nicht diese stille, gütige Muttergottes, wie in den Bilderbüchern – eher wie 'ne Geschäftsführerin mit goldenem Sternenhut. „Gebt mir euer Kind,“ sagt sie, „ich zieh's im Himmel groß. Ihr habt Ruhe, sie hat alles.“

Die Eltern, am Ende, sagen „Ja klar, nimm's mit.“ Und Maria verschwindet mit dem Baby, ab in den Himmelspalast.

Das Kind wächst da oben auf, zwischen Engeln, goldenen Tapeten und ewiger Langeweile. Kein Bier, kein Dreck, kein Spaß. Alles blitzblank und tugendhaft. Ein einziger Moral-Knast. Maria war streng, aber freundlich. „Mach, was ich dir sage, dann wird alles gut.“

Irgendwann kriegt das Mädchen den Schlüsselbund von Maria. „Hier, Kind, du darfst alle Türen aufmachen außer die eine da. DIE bleibt zu, verstanden?“

Klassiker. Sag einem Kind: „Mach alles, aber NICHT das!“ – und du kannst die Uhr danach stellen.

Das Mädchen hält sich ein paar Jahre dran. Aber dann frisst die Neugier sie auf wie ein Kater nach zehn Bier. Sie nimmt den Schlüssel, zittert wie Sau, steckt ihn in die verbotene Tür. Klick. Auf.

Drinne: pure göttliche Orgie. Feuer, Glanz, Engel, die im Blut baden, das ganze Geheimnis von Himmel und Hölle in einem Raum. Das Mädchen macht große Augen, stolpert zurück, knallt die Tür wieder zu – aber der Schlüssel tropft. Mit Gold. Und dieses Gold geht nicht ab. Egal wie sehr sie schrubbt, kratzt, beißt. Das Ding bleibt verräterisch.

Maria kommt zurück. „So, mein Kind, warst du brav?“

„Ja, klar!“ lügt das Mädchen.

Maria hebt eine Augenbraue, sieht den glänzenden Schlüssel, seufzt wie eine Mutter, die ihr Teenagerkind wieder beim Kiffen erwischt hat. „Du hast's doch gesehen.“

„Nein, nein!“ heult das Kind, „ich schwör!“
Dreimal lügt sie. Dreimal geht sie Maria auf den Sack.

Und dann ist Schluss mit heilig. Maria packt sie am Kragen, wirft sie aus dem Himmel wie eine Kneipenwirtin einen randalierenden Säufer. ZACK – runter auf die Erde, mitten in den Wald. Tür zu, Fall erledigt.

Das Kind wächst nun allein, wie ein wildes Tier. Nackt, dreckig, voller Hunger. Es frisst Beeren, gräbt Wurzeln aus, schläft im Moos, redet mit Vögeln. Sie wird wild, aber schön, mit Haaren verfilzt wie Ziegenwolle. Jahre vergehen.

Eines Tages kommt ein König daher, auf der Jagd. Er sieht sie, diese wilde, nackte Frau mit Augen, die mehr von Himmel und Hölle gesehen haben als sein ganzer Hofstaat zusammen. Er denkt sich: „Die will ich.“ So sind Könige eben. Also nimmt er sie mit, macht sie zu seiner Frau. Das Volk jubelt, der König feiert. Nur die Königin redet nicht. Sie sagt kein Wort. Schweigen, eisern wie Beton.

Sie kriegen ein Kind. Wunderschön. Aber – zack! – als das Baby da ist, verschwindet es plötzlich. Puff. Niemand weiß wohin. Gerücht: Die Königin hat's gefressen. Oder ertränkt. Oder geopfert. Der König verteidigt sie noch: „Nein, meine Frau ist unschuldig!“ Aber die Leute tuscheln.

Noch ein Kind. Gleiche Nummer. Verschwunden.

Noch eins. Weg.

Dreimal in Folge. Jedes Mal dasselbe Theater. Das Volk schreit: „Hexe! Kindsmörderin!“

Und weil Schweigen eben nicht hilft, kommt der Tag, an dem sie sie auf den Scheiterhaufen schleppen.

Die Königin, gefesselt, mitten auf dem Holzstoß, die Flammen schon am Züngeln, steht da wie betäubt.

Und genau da erscheint Maria wieder. Sie kommt runter wie ein knallhartes Management-Meeting, aber mit Heiligenschein. „So, meine Kleine, jetzt reicht's. Du hast die Klappe gehalten, deine Schuld getragen, und nicht wieder gelogen. Respekt. Hier sind deine Kinder zurück.“

Und schwupp – stehen die drei verlorenen Kinder da, lebendig, wie frisch aus der Kinderstube.

Das Volk schreit „Wunder!“, der König fällt auf die Knie, die Flammen gehen aus, und alle jubeln. Happy End.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen

Es war einmal ein Bengel, der war so blöd und gleichzeitig so furchtlos, dass er nicht mal bei einem plötzlichen Furz erschrak. Alle im Dorf hielten ihn für 'nen Depp, weil er nicht wusste, was „gruseln“ heißt. Während andere Kinder heulten, wenn die Eule nachts „Huuuh“ machte, stand er da und meinte: „Na und? Hört sich an wie ein besoffener Onkel auf'm Klo.“

Sein Vater, ein alter, vergrämter Knochen mit immer leerem Bierkrug, verzweifelte. „Der Junge kann nix, er taugt nix. Er hat nicht mal Angst! Angst ist doch das Einzige, was die Leute am Leben hält!“

Aber der Junge grinste nur doof und sagte immer wieder: „Ach, wenn ich doch nur fürchten lernen könnte!“

Alle lachten ihn aus. Aber er meinte das ernst. Er wollte Angst fühlen wie andere das erste Mal Sex oder den ersten Vollrausch.

Also zieht er los in die Welt, wie ein backpackender Idiot ohne Kompass, nur dass er statt Hostelbett und Rucksack nix hatte außer ein paar Münzen und diese fixe Idee: „Ich will mich fürchten.“

Er läuft über 'ne Landstraße und kommt an drei Galgen vorbei, an denen noch frische Leichen hängen, baumelnd im Wind wie schlaffe Würstchen. Die Leute im Dorf hatten ihn gewarnt: „Da spukt es!“

Er denkt sich: „Super, vielleicht lern ich hier das Gruseln.“

Er legt sich mitten zwischen die baumelnden Typen, macht Feuer, wärmt sich.

Die Leichen knarren im Wind, und er ruft hoch: „Hey, Jungs, kalt da oben?“

Keine Antwort. Also klettert er hoch, setzt einen runter ans Feuer. Die Toten kippen um wie betrunkene Gäste, die nicht mehr nach Hause finden. Einer fängt sogar an, zu kokeln, weil er zu nah ans Feuer kippt.

Der Junge gähnt, kratzt sich am Arsch: „Naja, warm ist warm.“ Kein Schauer, keine Panik. Gar nix.

Irgendwann hört der König von diesem Freak. Der hat nämlich ein Problem: ein verfluchtes Schloss, voller Gespenster, das keiner betreten will. „Wenn du's drei Nächte da drin aushältst, kriegst du meine Tochter und den Schatz.“

Der Junge sagt: „Na endlich, vielleicht lerne ich da das Fürchten.“

Also latscht er rein, bewaffnet mit Feuer, einer Säge und ein paar Flaschen Bier, die er unterwegs geklaut hat.

In der ersten Nacht rollen Skelette die Treppe runter, Schädel kullern, und Geister schreien.

Der Junge seufzt: „Könnt ihr mal leiser sein? Ich will schlafen.“

Dann nimmt er einen Schädel, setzt sich drauf wie auf einen Hocker und säuft sein Bier weiter.

Zweite Nacht: Halbe Leichen, die sich gegenseitig Arme und Beine zuschmeißen, als wär's ein makabres Fußballspiel.

Der Junge ruft: „Hey, habt ihr auch was zu trinken? Sonst ist das ein scheiß Abend.“

Keiner reagiert. Also macht er Feuer, legt die Knochen drauf, grillt sich ein Stück, als wär's ein Hähnchenschenkel.

Dritte Nacht: Der große Endgegner. Ein schwarzer Mann mit Riesenklotz und glühenden Augen taucht auf.

Der Junge denkt: „Endlich!“ Kämpft mit ihm, würgt ihn nieder, haut ihm den Kopf ab. Und was findet er? Einen Schatz. Gold, Silber, Kisten voll.

Am Morgen lacht der König: „Du hast's geschafft! Drei Nächte! Und keine Angst?“

Der Junge: „Nee, verdammt! Immer noch nix. Gebt mir lieber eure Tochter, vielleicht klappt's dann.“

So heiratet er die Königstochter. Schöne Frau, edles Kleid, alles wie im kitschigen Märchen. Nur er sitzt da und sagt immer noch: „Ich wünschte, ich könnte fürchten lernen.“

Die Frau ist irgendwann so genervt, dass sie mit der Zofe einen Plan schmiedet.

Eines Nachts, als er endlich pennt, kippen sie ihm einen Eimer voll kaltes Wasser und glitschige Fische ins Bett. Er springt hoch, schreit: „Verdammte Scheiße, was ist das?!“ und rennt rum wie ein angestochener Ochse.

Alle lachen: „Na, jetzt hast du dich gefürchtet!“

Er brüllt: „Wenn das Fürchten ist, könnt ihr's behalten. Scheiß Fische im Bett, das ist widerlicher als alles im verfluchten Schloss.“

Und so lernte er das Fürchten – nicht durch Geister, Tote oder Monster, sondern durch den ganz normalen Ehealltag.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein

Es war einmal eine Ziege, die hatte sieben Kinder. Sie war alleinerziehend, der Bock hatte sich längst verpisst, wahrscheinlich mit 'ner Schlampe vom Nachbarhof. Also machte sie das, was alle gestressten Mütter machen: sie rannte los, um Essen zu besorgen, und schrie vorher:

„Kinder, macht ja nicht die Tür auf! Da draußen lungert der Wolf. Der ist schlimmer als ein Vollzeitsäufer mit offenen Rechnungen.“

Die Geißlein nickten brav, aber brav heißt im Märchen nix. Kinder sind immer zu blöd, um Anweisungen einzuhalten.

Der Wolf, ein alter, abgefuckter Penner mit Hunger im Bauch und mehr Tricks auf Lager als ein schmieriger Gebrauchtwagenhändler, kam natürlich gleich an die Hütte. Klopfte an und rief:

„Macht auf, meine lieben Kinder, eure Mama ist wieder da!“

Die Geißlein kichern: „Verpiss dich, du Arsch! Deine Stimme klingt wie ’ne rostige Tuba.“

Der Wolf denkt sich: „Okay, Plan B.“ Er rennt zum Bäcker, säuft Eierlikör auf Ex und zwingt den Bäcker, ihm den Hals mit Kreide einzuschmieren. Schon klingt er süß wie ein Chorjunge.

Zurück an der Tür: „Macht auf, Kinderlein, eure Mama ist daaa!“

Die Geißlein aber glotzen runter: „Halt mal deine Pfote hoch. Unsere Mama hat keine Tatzen, die aussehen wie die Handschuhe von Freddy Krüger.“

Der Wolf tobt. Er rennt zum Müller, zwingt den armen Sack, ihm die Pfoten weiß zu mehlen. Jetzt wirkt er wie frisch aus der Handwasch-Anzeige.

Zurück zur Tür. Stimme lieblich, Pfote weiß, alles passt.

Die Geißlein, strohdumm wie immer, reißen die Tür auf – und BÄM, da stürmt der Wolf rein.

Chaos. Das Wohnzimmer sieht aus wie nach ’ner Schlägerei im Irish Pub. Die Geißlein rennen kreischend durch die Hütte, aber der Wolf ist schnell. Eins nach dem anderen stopft er in seinen gierigen Bauch. Nur das kleinste, das sich in der Standuhr versteckt, überlebt. Cleveres Mistvieh.

Der Wolf legt sich vollgefressen draußen unter einen Baum, die Wampe prall wie ein Fass. Er pennt ein, und sein Schnarchen klingt, als würde jemand mit einer Motorsäge über Schotter fahren.

Da kommt die Mutter zurück. Das übriggebliebene Geißlein heult: „Mama, Mama, der Wolf hat alle gefressen!“

Die Ziege heult nicht lange, sondern schnappt sich Schere, Nadel und Faden. Sie läuft raus, findet den Wolf schlafend, schneidet ihm mit einem sauberen Schnitt die Wampe auf – und siehe da: Die Geißlein hüpfen quicklebendig raus, einer nach dem anderen, noch mit Milchbart im Gesicht.

Aber die Ziege ist nicht dumm. Sie sagt: „Jetzt stopfen wir den Bastard.“ Sie füllen die Wampe des Wolfs mit schweren Steinen, nähen sie wieder zu, sauber wie eine Chirurgin nach zwölf Stunden OP.

Der Wolf wacht auf, denkt: „Mann, was für ein Fresskater!“, trottet zum Brunnen, will saufen – und *platsch*. Die Steine ziehen ihn runter, und er ersäuft jämmerlich, wie ein Besoffener, der ins Hafenbecken pisst und nicht mehr rauskommt.

Die Geißlein tanzen, die Mutter nickt zufrieden.

Der treue Johannes

Es war einmal ein alter Diener. So ein Typ, der schon ewig im Palast rumhing, loyal wie ein Hund, aber mit Augenringen, als hätte er drei Jahrzehnte lang zu tief ins Glas geschaut. Man nannte ihn den **treuen Johannes**, weil er immer das Maul hielt, wenn die Könige Mist bauten, und weil er für seinen Herrn alles tat – auch wenn's hieß, die Scheiße mit dem Lappen aufzuwischen.

Der alte König liegt im Sterbebett, mit Bauch voller Bier und Leber so kaputt wie ein Kneipenklavier. Er ruft Johannes ran:

„Pass auf meinen Jungen auf, den Prinzen. Der ist dämlich und naiv, wird auf jedes Tittenpaar reinfallen, das durch die Tür wackelt. Du musst ihn beschützen, koste es, was es wolle.“

Johannes nickt. „Alles klar, Chef.“

Kaum ist der Alte tot, erbt der Prinz. Und er macht das, was alle frischgebackenen Herrscher machen: Er feiert, säuft und guckt nach Frauen. Eines Tages sieht er ein Bild – eine Prinzessin, schöner als jede andere, mit Augen, in denen man ertrinken könnte. Und er ist sofort hinüber. „Die oder keine,“ sagt er, sabbernd wie ein Hund vor'm Metzger.

Johannes weiß, das wird Ärger geben. Aber was soll er machen? Er heuert Schiffe an, nimmt Gold mit, segelt los. Unterwegs passiert's: Johannes hört drei Raben, die wie betrunkene Stammgäste Geheimnisse ausplaudern.

„Wenn die Prinzessin in ihr Brautkleid tritt, wird sie tot umfallen.“

„Aber wenn jemand sie warnt, versteinert er.“

„Und wenn der Prinz das Pferd reitet, das für ihn bereitsteht, stürzt es ihn ins Verderben.“

„Aber wer das verrät, versteinert auch.“

„Und wenn die Hochzeitsnacht beginnt, kommt ein Dämon durch die Tür und macht Hackfleisch aus ihm.“

„Und auch da: verrätst du's, bist du steif wie 'ne Statue.“

Johannes wird bleich, denkt: „Verdammte Scheiße, das ist ja 'n Himmelfahrtskommando.“ Aber er schwört sich, treu zu sein. Also schweigt er – und handelt.

Als die Prinzessin das Kleid anziehen will, reißt er's ihr vom Leib, als wär er ein Wahnsinniger. Alle schreien: „Perverse Sau!“ Aber er rettet ihr Leben.

Als der Prinz das Pferd besteigen will, knallt Johannes es über den Haufen, dass der Prinz fast kotzt. Alle brüllen: „Mörder!“ Aber er rettet den Prinzen.

In der Hochzeitsnacht stellt er sich an die Tür, hört den Dämon kratzen, und schießt ihn über den Haufen, bevor er reinkommt. Wieder denken alle: „Der Typ ist irre.“

Der Prinz hat irgendwann die Schnauze voll. „Genug! Was zum Teufel treibst du, Johannes?“

Und da beichtet Johannes alles. Er erzählt von den Raben, den Flüchen, den Rettungen. Und kaum hat er's ausgesprochen – *zack* – wird er zu Stein. Verdammt treu, aber mausetot.

Der Prinz heult, die Prinzessin jault, das Volk murmelt. Und die Statue von Johannes steht da, mitten im Palast, steif wie ein Denkmal für die Dummheit anderer Leute.

Jahre vergehen. Der Prinz kriegt Kinder. Eines Tages fängt die Statue an zu sprechen – mit einer Stimme wie ein alter Kneipensänger:

„Wenn du mich erlösen willst, Prinz, musst du deine Kinder schlachten, ihre Köpfe abhacken, und ihr Blut auf mich schmieren.“

Der Prinz: „...ähm, what the fuck?“

Aber er macht es. Ohne mit der Wimper zu zucken. Köpft seine Kinder, schmiert Johannes mit Blut ein, als wär er beim Metzger.

Und siehe da – der Stein bricht. Johannes wird wieder lebendig. Und weil wir im Märchen sind: Die Kinder auch. Als wär nix gewesen.

Der gute Handel

Es war einmal ein Bauer, und der hatte mehr Pech als Verstand. Einer von der Sorte, die morgens beim Scheißen schon die Hosenbeine treffen. Er war arm, aber fröhlich – wobei „fröhlich“ hier bedeutete: Er lachte dämlich, während das Leben ihm jedes Mal mitten in die Fresse trat.

Eines Tages beschließt er, auf den Markt zu gehen. Er nimmt seine einzige Kuh mit – mager wie ein Kater nach drei Tagen Saufgelage – und denkt: „Die verkaufe ich, dann geht’s mir besser.“ Schon beim Loslaufen redet er mit sich selbst, wie so ein alter Betrunkener: „Das wird ein guter Handel, jawoll!“

Auf halber Strecke trifft er einen Metzger. Der Metzger grinst fettig und sagt: „Komm, Bauer, ich geb dir sieben Taler für das Tier.“

Sieben Taler? Der Bauer denkt: „Mann, das ist ja wie ein Lottogewinn!“ und haut sofort ein. Aber kaum ist die Kuh weg, merkt er: Sie war wahrscheinlich das Einzige, was er besaß, das noch Milch brachte.

Er läuft weiter und sieht ein Schwein. Dick, fett, voller Schinken. Der Besitzer will loswerden. „Sieben Taler!“ ruft der Bauer, „nehm ich!“

Er glaubt, er hätte den Deal seines Lebens gemacht. Aber kaum ein paar Schritte weiter, kommt ein anderer und sagt: „Hey, das Schwein gehört mir, das hat er dir geklaut!“

Zack – weg ist das Schwein.

Jetzt hat er nur noch die Schuld in den Knochen, aber er stolpert über einen Mann mit ’ner Gans. „Die Gans ist brav, die legt dir goldene Eier, wenn du sie fütterst!“

Der Bauer, schon halb high von seiner eigenen Dummheit, zahlt die sieben Taler.

Doch die Gans kackt nur auf seine Schuhe, schreit wie ein altes Weib und haut ab.

Dann trifft er einen Kerl mit einem stinkenden Stück Käse. „Das ist Edelkost, Bauer! Sieben Taler.“

Der Bauer haut sein letztes Geld raus, stopft den Käse in die Tasche. Nach ein paar Stunden läuft ihm die ganze Brühe warm am Bein runter. Der Käse schmilzt in der Sonne, und er stinkt wie ein alter Fuß.

Und als wäre das alles nicht genug, kommt noch einer vorbei – ein Pfaffe, der aussieht wie der Teufel in Schwarz. „Was hast du da?“

Der Bauer heult: „Nur Dreck, nur Pech, aber irgendwann wird es ein guter

Handel, bestimmt!“

Der Pfaffe lacht sich halb tot, nimmt ihm den Rest ab, und der Bauer steht am Ende mit leeren Händen da.

Aber – und hier dreht’s sich: Er glaubt immer noch, er hätte Glück gehabt. Er lacht, freut sich wie ein Idiot, geht heim und sagt zu seiner Frau: „Frau, heute hab ich wieder einen guten Handel gemacht!“

Die Frau haut sich die Hand an die Stirn, aber was soll’s.

Der wunderliche Spielmann

Es war einmal ein Spielmann. Aber nicht so ein Rockstar, der die Massen anheizt, sondern ein abgewrackter Gaukler mit einer Geige, die mehr Risse hatte als eine Kneipenwand nach der Schlägerei. Er konnte spielen, ja, aber keiner wollte ihn hören. Die Leute waren beschäftigt mit Saufen, Prügeln und Heiraten. Kein Schwein bezahlte ihn.

Also zieht er in den Wald, denkt: „Vielleicht hör’n mir die Tiere wenigstens zu. Die haben wenigstens keine Münzen, die sie festhalten wollen.“

Da kommt der Wolf. Zähnefletschend, hungrig, auf der Suche nach Fleisch. Der Spielmann denkt: „Aha, Publikum!“ und fiedelt los.

Der Wolf guckt: „Was’n das für’n Lärm? Aber egal, besser als nix. Ich will dein Schüler sein!“

Spielmann: „Schüler? Von mir? Na schön – aber zuerst eine kleine Übung.“

Er schleppt den Wolf zu einem alten Baum, bindet ihn zwischen die Äste, klemmt ihn so fest, dass er aussieht wie ein Idiot im Fitnessstudio. „Bleib hier, übe das Stillhalten.“

Der Wolf heult, der Spielmann lacht, und geht.

Ein Fuchs kommt angetrabt, schlau wie immer, aber auch hungrig. „Spielmann, ich will auch dein Schüler sein!“

Der Spielmann: „Natürlich, mein Freund. Aber erst ein kleiner Test.“

Er bindet den Fuchs an einen Busch, zieht ihn so durch, dass er nicht mehr rauskommt. „Bleib da und denk über die Musik nach.“

Der Fuchs schreit, der Spielmann zieht grinsend weiter.

Dann kommt ein Hase, nervös, mit zitternden Ohren. „Ich... ich will auch lernen!“

Der Spielmann grinst: „Sicher doch.“

Er wickelt den Hasen in eine lange Schnur, wie ein Osterbraten, hängt ihn kopfüber an einen Ast. „So, übe mal die Perspektive.“
Der Hase schreit, der Spielmann zieht wieder weiter.

Jetzt setzt er sich in die Mitte des Waldes, fiedelt wie ein Besessener, als hätte er gerade drei Liter Korn intus. Aber niemand hört mehr zu – die Tiere hängen alle fest.

Da kommt zufällig ein Jäger vorbei. Sieht die Viecher, alle gefesselt, geknebelt, kopfüber. Denkt: „Was für ein krankes Schwein hat das gemacht?“
Er befreit die Tiere.

Die Tiere sind außer sich vor Wut. Wolf, Fuchs, Hase – alle wollen den Spielmann zerreißen. Sie rennen los, brüllen: „Jetzt bist du dran, du verdammter Sadist!“

Der Spielmann greift zur Geige, spielt wie der Teufel persönlich. Die Tiere erstarren, zappeln, tanzen unfreiwillig im Kreis. Ein wilder, grotesker Tanz, als hätte einer die halbe Waldbevölkerung auf Ecstasy gesetzt.

Am Ende liegen die Viecher keuchend am Boden, völlig fertig. Der Spielmann grinst, packt seine Geige ein und sagt: „Danke für die Probe, ihr Arschlöcher.“
Und verschwindet.

Die zwölf Brüder

Es war einmal ein König – fett, selbstgefällig und mit der üblichen Vorliebe für Machtspiele. Er hatte zwölf Söhne, und die liefen im Palast herum wie ein Haufen junger Kater: laut, hungrig, ständig am Raufen. Eigentlich hätte er zufrieden sein können – zwölf Jungs, das ist 'ne Fußballmannschaft mit Ersatzbank. Aber nein, der Kerl war gierig.

„Wenn meine Frau mir noch eine Tochter schenkt,“ knurrte er eines Tages, „dann hack' ich meinen zwölf Söhnen die Köpfe ab. Weil ich will, dass die Tochter alles allein erbt. Ein Mädchen, ein Prinzesschen, das ist wichtiger als zwölf Rotznasen.“

Logik eines Königs eben: erst zwölf Kinder in die Welt setzen und dann alles wegwerfen, weil man plötzlich Bock auf Rosa und Schleifchen hat.

Die Königin, die das alles mit anhören musste, bekam Panik. Sie hatte zwar keine Eier, aber Herz. Also flüsterte sie's ihren Söhnen zu: „Haut ab! Euer Vater spinnt. Wenn eure Schwester geboren wird, seid ihr geliefert.“

Die Brüder rannten. Weit in den Wald. Wut im Bauch, Hunger im Magen. Und da schworen sie: „Wenn dieses scheiß Kind wirklich ein Mädchen ist, dann töten wir es. Schuld an allem!“

Es kam, wie es kommen musste: Das Kind wurde tatsächlich ein Mädchen. Hübsch wie ein Engelchen, mit goldenen Haaren. Die Brüder aber hausten längst im Wald, wie Räuber, dreckig und wild. Jahre vergehen, und das Mädchen wächst auf, ohne von den Brüdern zu wissen. Irgendwann erfährt sie's und zieht los, sie zu suchen.

Sie findet ihre Brüder in einer Hütte, verfilzt, stinkend, aber am Leben. Die erkennen sie sofort. Und weil Blut dicker ist als Hass, nehmen sie sie auf. „Schwesterchen, du bleibst bei uns. Aber wehe, du pflückst im Garten die verbotene Blume – die da, mit dem Stern.“
Natürlich pflückt sie genau diese Blume. Weil Märchen immer so laufen.

Und *zack!* – verwandeln sich die Brüder in zwölf Raben. Schwarze Federn, krächzend, weg. Nur weil das Mädels nicht die Finger stillhalten konnte. Sie heult Rotz und Wasser, weil sie die Familie endgültig in die Scheiße geritten hat.

Da taucht irgendein Engel auf – oder eine Stimme im Wind, vielleicht auch nur ihr eigenes schlechtes Gewissen – und sagt: „Wenn du deine Brüder erlösen willst, musst du sieben Jahre lang schweigen und nicht lachen. Kein Wort, kein Ton, kein Gekicher. Sonst bleiben sie Raben.“
Sie nickt. Frisst die Strafe.

Also schweigt sie. Sie wird stumm wie 'ne Wand, rennt durch die Wälder, lebt wie ein Geist. Kein „Hallo“, kein „Tschüss“. Kein Wort, nicht mal wenn sie sich den Zeh stößt.

Eines Tages sieht sie ein König – natürlich wieder ein König, die Typen stolpern im Märchen dauernd durch Wälder – und verliebt sich in sie. Warum? Weil Männer auf Frauen abfahren, die nix sagen. „Die widerspricht mir wenigstens nicht“, denkt er. Und *zack*, nimmt er sie mit und heiratet sie.

Die Königinmutter, eine alte Intrigantin mit Gesicht wie eine Essiggurke, kann sie aber nicht leiden. Sie flüstert überall herum: „Die stumme Braut ist eine Hexe!“

Und als die junge Königin Kinder kriegt, klaut die Schwiegermutter die Babys und verbreitet das Gerücht: „Die Hexe hat sie gefressen.“
Das Volk tobt. „Hexe! Verbrennt sie!“

Gerade als die Flammen hochschlagen, die stumme Königin schon am Scheiterhaufen gefesselt, *zack!* endet die Sieben-Jahre-Frist. Die Brüder stürzen vom Himmel, verwandeln sich zurück in Menschen – kraftvolle Kerle, lebendig. Sie reißen ihre Schwester los, klatschen der Schwiegermutter die Wahrheit um die Ohren und retten die Kinder aus ihrem Versteck.

Happy End, alles jubelt.

Das Lumpengesindel

Es war einmal ein Hahn. Kein stolzer Hofhahn, der die Sonne begrüßt – eher ein alter, krächzender Typ mit Hals wie Sandpapier. Er kriegt mit, dass die Bäuerin ihn in die Suppe hauen will. Klassischer Rentner-Rausschmiss. Also rennt er los, schreit: „Lieber abhauen, als im Suppentopf landen!“

Unterwegs trifft er einen Hund. Der Hund, grau im Fell, Augen trüb, die Zunge hängt raus. Er bellt nicht mehr richtig, er kläfft nur so wie ein Betrunkener, der versucht, zu rappen. „Was machst du hier?“ fragt der Hahn.

„Mein Herr will mich erschlagen, weil ich alt bin und keine Schafe mehr jagen kann.“

„Dann komm mit. Wir machen ’ne Gang auf, besser als alleine verrecken.“

Kurz darauf stoßen sie auf eine Katze. Halb verhungert, Zähne locker, schnurrt nicht mehr, sondern hustet. „Meine Alte will mich ersäufen, weil ich keine Mäuse mehr fange.“

Der Hahn nickt. „Komm mit. Wir sind jetzt das Lumpengesindel. Wir ziehen durch die Gegend, saufen, plündern, und wenn’s sein muss, singen wir dabei schief.“

Und als letztes kommt ein alter Esel. Rücken krumm, Hufe rissig, Augen leer.

„Mein Herr will mich totschiessen, weil ich nicht mehr arbeiten kann.“

Der Hahn grinst schief: „Komm, Opa. Wir machen zusammen die Straßen unsicher. Vier alte Säcke gegen die Welt.“

Sie ziehen also los, dieser armselige Vierertrupp, wie die schlechteste Rockband aller Zeiten: ein Hahn, ein Hund, eine Katze und ein Esel. Sie heulen, jaulen, krähen, und niemand gibt ihnen auch nur ’nen Heller. Aber in der Ferne sehen sie ein Haus – Licht, Rauch, Essen. Räuber hocken da, vollgefressen, mit Wein, Bier und Beute.

Die vier Alten schleichen ran, gucken durchs Fenster: Fleischberge auf dem Tisch, Krüge voll. Und die Räuber saufen, lachen, grölen. Das Lumpengesindel sabbert fast die Fensterscheibe runter.

„Wir holen uns das“, flüstert der Hahn.

Sie stapeln sich übereinander – der Esel unten, Hund drauf, Katze obendrauf, Hahn ganz oben – und geben ein Konzert, das schlimmer klingt als jeder abgestürzte Punk-Gig:

Der Esel schreit wie ein rostiges Horn, der Hund bellt, die Katze kreischt, der Hahn kreischt noch schlimmer.

Das Ganze ist so ein Höllenlärm, dass die Räuber denken: „Scheiße, Dämonen! Hexen! Hölle auf Erden!“ Sie fliehen schreiend aus dem Haus, lassen alles stehen.

Das Lumpengesindel stürzt sich rein. Fressen, saufen, fressen. Der Hund besoffen unterm Tisch, die Katze mit der Schnauze im Sahnetopf, der Esel vollgestopft mit Brot, der Hahn stolziert auf dem Bierkrug und grölt.

Die Räuber aber trauen sich in der Nacht zurück. Sie schicken einen Späher rein. Der stolpert im Dunkeln über die Katze, die faucht, und kriegt die Krallen ins Gesicht. Der Hund beißt ihn in den Arsch, der Esel tritt ihm die Rippen ein, und der Hahn kräht ihm das Trommelfell kaputt.

Der Räuber rennt zurück, schreit: „Das Haus ist verhext! Drinnen sind Monster!“ Und die Bande haut endgültig ab.

So bleibt das Lumpengesindel im Haus, lebt dort bis ans Ende seiner Tage, frisst und säuft, bis sie tot umfallen. Keine Arbeit, kein Herr, keine Schläge mehr. Einfach nur ein Haufen alter, kaputter Kreaturen, die sich nochmal ihr kleines Stück Freiheit ergaunert haben.

Brüderchen und Schwesterchen

Es war einmal ein Geschwisterpaar. Kein Disney-Kitsch, kein „Oh, wie süß“. Nee: zwei verängstigte Kinder, die in einem Haus lebten, wo der Vater nix zu melden hatte und die Stiefmutter so giftig war wie drei Flaschen Fusel auf nüchternem Magen. Die Alte hasste die Kinder, weil sie jung, hübsch und

lebendig waren, während sie selber schon roch wie der verdorbene Gulasch von gestern.

Eines Tages brüllte sie wieder rum, und die Kinder hielten's nicht mehr aus. Sie hauten ab. Raus in den Wald, barfuß, ohne Brot, ohne Bier, ohne Plan. Brüderchen vorneweg, Schwesterchen hinterher.

Es war heiß. Der Durst fraß sie auf. Und jedes Mal, wenn Brüderchen was trinken wollte, rauschte eine Quelle – und eine Stimme sagte:

„Wer von mir trinkt, wird zum Tiger.“

„Wer von mir trinkt, wird zum Wolf.“

„Wer von mir trinkt, wird zum Reh.“

Die Schwester, die klügere von beiden, zog ihn jedes Mal zurück. „Brüderchen, tu's nicht! Wenn du säufst, bist du geliefert!“

Dreimal hält er stand. Aber beim vierten Mal, am Reh-Bach, war der Kerl fertig. „Scheiß drauf, ich sauf!“ Und *schlürf* – zack, er hatte Hufe. Ein Rehkitz, wackelige Beine, große Augen, aber immer noch Brüderchen.

Die Schwester heulte, aber was sollte sie machen? Sie nahm ihr neues „Haustier“ an die Hand – oder besser: am Geweih – und zog mit ihm weiter.

Sie finden eine kleine Hütte. Abbruchreif, aber besser als nix. Da hausen sie, die Schwester sorgt für Feuer, Beeren, ein Dach über'm Kopf. Das Reh, also Brüderchen, bleibt bei ihr, schmiegt sich nachts an sie ran. Kein Missverständnis – reine Verzweiflung, keine Romantik.

So leben sie, Tag für Tag. Die Schwester wird zur Waldfrau, stark, schweigsam. Das Brüderchen bleibt das Reh, süß anzusehen, aber nutzlos.

Eines Tages zieht ein König zur Jagd durch den Wald. Er sieht das Mädchen, schön wie eine verdammte Erscheinung, aber mit Augen, die mehr Elend gesehen haben als jede Hofdame. Er will sie sofort haben – so sind Könige. „Komm mit in mein Schloss.“

Die Schwester sagt: „Nur wenn mein Brüderchen mit darf.“

Also zieht sie mit – das Reh an ihrer Seite, angeleint wie ein Hund.

Im Schloss läuft erstmal alles glänzend. Der König verliebt sich, macht sie zur Königin. Aber am Hof gibt's Neider. Alte Weiber, fiese Schwiegermütter, Intriganten mit Mägen voller Wein. Sie hassen die stille Königin mit ihrem scheiß Reh.

Eines Tages, als die Königin ein Kind bekommt, mischt sich die alte Hexe (wahrscheinlich die verfluchte Stiefmutter) ein. Sie raubt das Neugeborene, flüstert Gift ins Ohr des Königs: „Deine Frau ist eine Hexe, die frisst Kinder und hält ein wildes Tier als Liebhaber!“

Der König schwankt, der Hof grölt, die Königin schweigt – und landet fast am Scheiterhaufen.

Aber kurz bevor das Feuer sie verschlingen kann, erscheint die Wahrheit: Die Stiefmutter fliegt auf, mit all ihrer Lügen. Das Brüderchen-Reh wird erlöst – Mensch wieder, kräftig und schön. Das Kind taucht auf, quicklebendig. Und der König merkt, dass er ein Idiot war.

Die Hexe? Verbrannt. Endlich verdient.

Rapunzel

Es war einmal ein Ehepaar. Arm, frustriert, nix im Kühlschrank außer Luft und Gebeten. Die Frau war schwanger, hatte Heißhunger, und zwar nicht auf Schokolade, sondern auf Rapunzeln – so 'n blödes Kraut, das im Garten der Nachbarin wuchs. Problem: Die Nachbarin war keine Nachbarin, sondern eine Hexe. Und Hexen teilen nicht gern.

Die Frau heulte ihrem Mann die Ohren voll: „Wenn ich nicht sofort Rapunzeln kriege, verrecke ich!“

Der Mann, schon weichgesoffen vom ewigen Gejammer, schleicht nachts in den Garten, klaut das Zeug. Beim dritten Mal erwischt ihn die Hexe. Eine Alte mit Augen wie Messer und Stimme wie ein Aschenbecher.

„So, Freundchen,“ knurrt sie, „du willst Rapunzeln? Klar. Aber dafür krieg ich dein Kind, sobald es raus ist.“

Der Typ nickt sofort. Klar, Männer versprechen alles, wenn sie Ärger vermeiden wollen.

Das Kind kam, ein Mädchen, hübsch wie die Sonne, und zack! – Hexe holt es ab. Nimmt es mit, sperrt es in einen Turm ohne Tür, ohne Treppe, nur mit einem Fenster ganz oben.

Da hockt Rapunzel, wächst auf wie ein Vogel im Käfig, mit Haaren, die länger und dicker wurden als jedes verdammte Seil im Hafen. Die Hexe besucht sie, schreit unten:

„Rapunzel, Rapunzel, lass dein Haar herunter!“

Und die Arme muss ihre Mähne runterlassen, damit die Alte da hochklettern kann. Wie ein verdammter Kletterhaken mit Spliss.

Eines Tages reitet ein Prinz durch den Wald. Wahrscheinlich besoffen, sonst verirrt man sich da nicht. Er hört Rapunzel singen, süß und klar, wie ein Engel mit Heimweh. Er glotzt hoch, denkt: „Die will ich haben.“

Er beobachtet, wie die Hexe hochklettert, und ahmt das nach. „Rapunzel, Rapunzel, lass dein Haar herunter!“

Und Rapunzel, die nichts anderes kennt als Langeweile und Hexenbesuche, zieht ihn hoch.

Da stehen sie sich gegenüber. Er sabbert, sie errötet. Zack – Märchenliebe. Sie treffen sich heimlich, immer wieder, und er flüstert: „Bald hol ich dich hier raus.“

Natürlich wird sie schwanger. Kein Disney, sondern Biologie.

Eines Tages merkt die Hexe, dass Rapunzel nicht mehr ganz so unschuldig wirkt. Die Alte rastet aus. Sie packt Rapunzel, schneidet ihr die Haare ab – hack, runter mit der Mähne – und verbannt sie in die Einöde. Schwanger, allein, verloren.

Die Hexe aber ist noch nicht fertig. Sie nimmt die abgeschnittenen Zöpfe, hängt sie am Fenster fest, und als der Prinz wieder kommt und ruft, klettert er hoch – direkt in die Klauen der Hexe.

„Ha! Du wolltest die Kleine?“ kreischt sie. „Hier gibt’s nix außer Elend!“

Sie schleudert ihn aus dem Fenster. Der Prinz stürzt, landet im Dornengebüsch, und die Dornen reißen ihm die Augen raus. Blind, blutig, durch die Wälder stolpernd, wie ein Penner nach einer durchsoffenen Nacht.

Rapunzel bringt in der Einöde Zwillinge zur Welt – allein, ohne Hebamme, ohne Hilfe. Stark wie eine Löwin. Sie lebt, sie kämpft.

Der Prinz, blind und kaputt, irrt monatelang durch die Welt, bis er zufällig ihren Gesang wieder hört. Er stolpert zu ihr, sie umarmt ihn, und ihre Tränen – Märchenmagie, klar – heilen seine Augen.

Er sieht wieder. Sie umarmen sich, nehmen die Kinder, ziehen in sein Reich. Happy End, reich, Königspaar, blablabla.

Die drei Männlein im Walde

Es war einmal ein Mädchen. Mutter tot, Vater dumm genug, sich eine neue Frau ins Haus zu holen. Und wie das eben so läuft: die Neue war eine

Giftschlange im Rock. Mitgebracht hatte sie ihre eigene Tochter, faul wie ein Kissen und hässlich wie ein Kneipenstuhl nach fünf Generationen Arschbacken.

Die Stiefmutter hasste das Mädchen, weil es jung war, hübsch und – noch schlimmer – freundlich. Also gab sie ihr eines Tages einen Auftrag, der nach Mord roch: „Zieh in den Wald, hol einen Korb voller Erdbeeren. Jetzt. Im tiefsten Winter.“

Das Mädchen, zu brav zum Aufmucken, stapft los, Schnee bis zu den Knien, Hände klamm, Magen leer. Sie sucht, findet nix außer Frost und Hunger.

Mitten im Wald stößt sie auf eine Hütte, darin drei kleine alte Kerle. Zwerge, Männlein, wie auch immer – drei Winzlinge mit Bärten, die aussahen wie Spülbürsten, und Augen so gierig wie drei Schnorrer vor'm Bierfass.

Sie sagen: „Hey, Mädchen, wir helfen dir – wenn du uns was zu essen gibst.“

Das Mädchen kramt ihren letzten Bissen Brot raus, teilt, gibt ihnen auch noch ihren Schal, damit die alten Säcke nicht frieren. Nett bis zur Selbstaufgabe.

Die Männlein beraten sich, wie drei versoffene Richter im Hinterzimmer:

– Der erste sagt: „Weil sie so freundlich war, soll sie jeden Tag schöner werden.“

– Der zweite: „Weil sie so selbstlos war, soll ihr bei jedem Wort ein Goldstück aus dem Mund fallen.“

– Der dritte: „Und sie soll einen König kriegen.“

Das Mädchen sagt „Danke“ und stapft weiter. Plötzlich, da im Schnee, stehen da Erdbeeren, rot und süß. Sie sammelt den Korb voll und bringt ihn heim.

Als sie die Tür aufmacht, fällt ihr sofort ein Goldstück aus dem Mund. Die Stiefmutter glotzt, die Stieftochter sabbert. Die Alte denkt: „Das will ich auch – nur für meine Tochter.“

Also schickt sie ihre eigene Brut los, gleiche Aufgabe, Winter, Erdbeeren. Die Tochter stapft widerwillig, grantig, findet die Hütte, trifft dieselben drei Männlein. Aber anstatt Brot zu geben, zeigt sie ihnen den Stinkefinger. Anstatt Schal zu teilen, spuckt sie vor die Tür.

Die Männlein beraten sich wieder, diesmal grinsend:

– Der erste sagt: „Weil sie so faul ist, soll sie jeden Tag hässlicher werden.“

– Der zweite: „Weil sie so unfreundlich war, soll ihr bei jedem Wort ein Stück Scheiße aus dem Mund fallen.“

– Der dritte: „Und sie soll eines jämmerlichen Todes sterben.“

Die Tochter rennt heim, kreischt, und beim ersten Satz plumpst ihr ein Pferdeäpfelchen aus dem Mund. Die Alte flippt aus, aber zu spät.

Der König kommt irgendwann vorbei, sieht das Stiefkind, wie sie Goldstücke aus dem Mund hustet, und denkt: „Die will ich. Wenn sie redet, werde ich reich.“

Er heiratet sie, und sie lebt wie eine Königin. Die Stiefmutter und ihre Tochter aber? Enden einsam, hässlich, stinkend, von allen ausgelacht.

Die drei Spinnerinnen

Es war einmal ein Mädchen, das war hübsch, jung – und hasste Arbeit. Besonders Spinnen. Nicht die Tiere, die im Keller hocken, sondern das endlose Garnspinnen, bei dem dir die Finger blutig werden und das Hirn einschläft. Die Alte, also ihre Mutter, war stinksauer: „Du Faulpelz! Wenn du nicht lernst zu spinnen, bist du für keinen Mann zu gebrauchen!“

Wie's der Zufall will, kommt die Königin vorbei. Eine Frau mit Augen wie Stahl und einer Stimme, die dich schon beim ersten Wort an Steuerprüfungen erinnert. Sie sieht die Tochter und die Mutter, hört die Ausrede der Alten: „Oh, mein Kind spinnt ja so gern, dass wir nicht wissen, wohin mit dem Garn!“ Die Königin leckt sich die Lippen: „Perfekt. Die Kleine nehm ich mit ins Schloss. Da kann sie mal zeigen, wie gern sie spinnt. Wenn sie drei Räume voller Flachs verspinnt, kriegst sie meinen Sohn. Wenn nicht – Pech gehabt.“

Im Schloss sieht das Mädchen die drei Kammern: jede voll mit Flachs bis zur Decke. Sie denkt: „Scheiße. Selbst wenn ich hundert Jahre ackere, krieg ich das nicht hin.“ Sie setzt sich hin, heult, starrt die Spindel an, wie ein Penner die letzte leere Bierdose.

Und plötzlich – *klopf, klopf, klopf*. Drei alte Weiber kommen rein.

- Die erste hat einen Fuß so breit und platt wie eine Flunder.
- Die zweite eine Unterlippe, so groß, dass man sie als Schürze benutzen könnte.
- Die dritte einen Daumen, der aussieht wie ein Pressklotz.

Alle drei so hässlich, dass selbst die Flaschen im Schrank sich wegrehen würden. Aber sie sagen: „Wir helfen dir, Kindchen. Wenn du uns nur zur Hochzeit einlädst und uns ehrst.“

Das Mädchen nickt sofort. Klar, was hat sie zu verlieren?

Die drei setzen sich hin, und während das Mädchen Däumchen dreht, spinnen sie wie Maschinen. Drei Räume, ratzfatz leer. Das Garn gestapelt wie Schnapsflaschen nach 'ner Hochzeit.

Der Königssohn kommt rein, sieht das Mädchen und denkt: „Geil. Hübsch und fleißig. Perfekt zum Heiraten.“

Sie wird zur Braut bestimmt, die Hochzeit wird groß, und alle mampfen, saufen, lachen.

Dann kommen die drei alten Spinnerinnen. Jeder Hofstaat glotzt, und der Prinz fragt: „Wer zum Teufel seid ihr?“

Die Weiber lachen heiser und zeigen ihre deformierten Körperteile:

- Die erste: „Vom Treten der Spindel ist mein Fuß so breit geworden.“
- Die zweite: „Vom Anfeuchten des Fadens ist meine Lippe so riesig.“
- Die dritte: „Vom Drehen der Fäden ist mein Daumen so verdammt dick.“

Der Prinz kriegt große Augen. „So sieht man also aus, wenn man spinnt? Nie im Leben! Meine Frau fasst keine Spindel mehr an, solange sie lebt!“

Das Mädchen grinst. Hochzeit durch, Reichtum gesichert, und keinen Tag Arbeit im ganzen Leben.

Hänsel und Gretel

Hänsel und Gretel waren zwei Blagen, die in einer Bude hockten, wo das Elend durch jede Ritze zog. Vater: ein jämmerlicher Wichser von Holzhacker, der den ganzen Tag schuftete musste, aber nicht genug Kohle heimbrachte, um auch nur 'ne Suppe gescheit zu salzen. Mutter? Schon lange weg. Stattdessen 'ne Stiefmutter – eine verbiesterte Schabracke, die aussah, als hätte sie zu viele saure Gurken gefressen und sich nie wieder erholt. Die Alte hatte mehr Galle im Bauch als Herz.

„Wir haben nix mehr zu fressen,“ keifte sie, „also schleppen wir die Kinder in den Wald und lassen sie da. Zwei Mäuler weniger, dann reicht's vielleicht für uns!“

Der Vater jammerte, glotzte bedröppelt in sein Bierglas und brachte keinen geraden Satz raus. „Aber... aber das sind doch unsere Kinder...“

„Halt die Fresse,“ sagte die Alte. „Du bist zu schwach zum Saufen und zu schwach zum Denken.“

Also zogen sie los.

Hänsel war nicht blöd. Er schnappte sich Kieselsteine und ließ sie fallen wie ein Penner, der leere Kronkorken auf den Boden rotzt. Und tatsächlich – am Abend fanden sie zurück. Der Vater heulte, die Stiefmutter fluchte, und am nächsten Morgen wieder dasselbe Spiel. Nur diesmal hatte Hänsel nix als ein paar trockene Brotkrumen. Er streute sie, aber die Vögel pickten sie weg. Typisch: Wenn du's mal brauchst, frisst dir die Natur ins Gesicht.

Sie verirrten sich. Tagelang. Der Magen knurrte, der Hals war trocken, die Beine schwankten. Und dann, mitten im Wald, steht da plötzlich dieses Ding: ein Haus aus Zucker, Lebkuchen, Schokolade. Ein verdammtes Drogenhaus für Kinder. Wie Crack für verzweifelte Mäuler. Die beiden rannten drauf los, rissen Stücke ab, stopften sie rein, schmatzten wie Schweine im Trog.

Da ging die Tür auf. Und raus kam die Hexe. Nicht so 'ne stylische Vamp-Lady, sondern 'ne alte, verrottete Bitch, die stank wie eine Mischung aus Asche und saurem Wein. Gelbe Zähne, krumme Finger, und Augen, die dir sagten: „Du bist mein nächstes Mittagessen.“

„Kommt rein, meine Lieben,“ säuselte sie, „es gibt noch mehr.“ Und die Kinder waren zu hungrig, um zu raffern, dass sie gerade in den Schlachthof stolpern.

Drinne schnappte die Hexe sich Hänsel, knallte ihn in 'nen Käfig wie ein Kaninchen. Gretel musste putzen, kochen, den ganzen Scheiß. Jeden Morgen kam die Alte, packte Hänsels Finger. Hänsel, clever, hielt ihr einen Knochen hin. Sie blind wie ein Maulwurf, meckerte: „Verdammt, der Bengel wird nicht fett!“ Aber irgendwann hatte sie die Schnauze voll. „Scheiß drauf. Morgen brat ich ihn. Dünn, dick, egal – ich will Fleisch!“

Sie befahl Gretel, den Ofen anzumachen. Die Kleine zitterte, das Herz schlug wie nach drei Flaschen Wodka. Die Alte schrie: „Guck rein, ob er heiß genug ist!“

„Ich weiß nicht wie,“ flüsterte Gretel.

„So!“ Die Hexe krabbelte selbst vor, bückte sich, und in dem Moment – *zack* – schubste Gretel sie rein. Tür zu, Riegel vor. Das Kreischen ging durch Mark und Bein, dann stank es nach verbranntem Fleisch.

Gretel befreite Hänsel, die beiden durchwühlten das Haus, fanden Gold, Perlen, alles. Stopften die Taschen voll, dass sie kaum laufen konnten. Raus aus dem Wald, zurück zum Vater. Der saß da, armselig, und tat so, als wär er froh. Die Alte war inzwischen krepirt, wahrscheinlich an ihrem eigenen Hass erstickt.

Und so lebten sie – reich, aber gezeichnet. Kinder, die ihre Eltern verkauft haben. Ein Vater, zu feige zum Leben. Und eine Hexe, die im Ofen brannte wie eine letzte Mahnung: In dieser Welt frisst dich jeder, wenn du nicht zuerst schubst.

Die drei Schlangenblätter

Es war einmal ein junger Typ, einer von diesen armen Schluckern, die nix haben außer zwei gesunden Armen und einem Kopf, der nicht mehr denkt als unbedingt nötig. Er zog in die Welt, weil daheim nur Hunger, Dreck und Langeweile auf ihn warteten.

Unterwegs stolpert er über eine Prinzessin – so 'ne Sorte, die eigentlich in Samt und Seide gehüllt ist, aber in Wahrheit 'nen Knall hat. Hübsch wie 'ne Flasche Wein nach zwei Wochen Abstinenz, aber mit einem Haken: sie war so depressiv und morbide, dass sie allen Kerlen vorher sagte: „Wer mich heiratet, muss schwören: Wenn ich zuerst sterbe, dann kommst du mit ins Grab. Gleich hinterher.“

Klar, alle anderen rannten weg. Aber unser Trottel nickte: „Klingt fair.“ Und zack – Hochzeit.

Er war nicht unglücklich, sie war schön, er hatte endlich was zu beißen, ein Bett und Leute, die ihm den Arsch nachtrugen. Alles gut, bis die Prinzessin wirklich krank wurde. Kein Schnupfen, kein Fieberchen, sondern richtiges Sterben. Sie kippte um, starb, und der König ließ sie in eine Gruft legen.

Der frischgebackene Ehemann stand da, mit dem Schwur im Nacken, und dachte: „Scheiße, jetzt muss ich wohl auch draufgehen.“

Sie sperrten ihn mit in die Gruft, Kerze in der Hand, kalter Stein unter'm Arsch, tote Frau neben sich. Er wusste: In ein paar Tagen würde er verrecken. Doch da krochen drei Schlangen über den Boden. Zwei schlängelten sich zur Toten, als wollten sie sie fressen. Er zog das Schwert, hackte sie nieder.

Da kam die dritte, eine kluge Schlangenfrau. Sie sah die Leichen ihrer Kumpane, fauchte, rannte weg – und kam zurück. Mit drei grünen Blättern. Legte eins auf die toten Schlangen – und siehe da: Sie wurden wieder lebendig.

Der Typ schnappte sich die Blätter, klebte sie auf das Gesicht seiner Frau. Und verdammt: die Prinzessin atmete wieder. Er konnte's kaum glauben. Tot war sie, jetzt lebte sie.

Alles wäre schön gewesen, wenn die Prinzessin nicht 'ne eiskalte Schlange im Herzen gehabt hätte. Sie kam zurück in den Palast, lächelte, küsste ihren Mann – und fing heimlich an, einen anderen zu bumsen. Irgendein Schiffsjunge, jung, knackig, nach Salz und Rum riechend. Die Prinzessin flüsterte ihm ins Ohr: „Lass uns meinen Mann loswerden. Wir schiffen ihn aus, werfen ihn über Bord.“

Und genau so passierte es. Auf hoher See packten sie den armen Kerl und warfen ihn ins Wasser. Nur dumm für sie: Er hatte die drei Schlangenblätter dabei. Er paddelte, schwamm, überlebte, wurde von Seeleuten rausgefischt und kam zurück zum König.

Der Alte hörte sich die Story an, und seine Tochter, die Prinzessin, stand daneben und tat, als wäre sie unschuldig. Aber die Wahrheit stank. Der König war kein Weichei: Er befahl, die falsche Tochter samt Liebhaber in ein Fass zu sperren, innen mit Nägeln ausgeschlagen, und sie ins Meer zu werfen. Fass zu, ab damit. Kein Happy End für die beiden.

Der junge Mann aber bekam den Thron. Aus Dummheit war Treue geworden, aus Treue Macht, und die Schlangenblätter hingen gerahmt in der Kammer – als Erinnerung daran, dass das Leben eine zynische Sau ist, die dich erst untergräbt und dann manchmal doch rettet.

Die weiße Schlange

Es war einmal ein König, so fett und wichtig, dass er mehr Geheimnisse hortete als ein ganzes Finanzamt. Der Typ fraß sich täglich den Bauch voll, aber da gab es etwas Besonderes: Jeden Mittag brachte man ihm eine Schüssel mit einer weißen Schlange. Kein Schwein wusste, warum. Er aß sie heimlich, nur er, und danach konnte er Dinge hören, die kein normaler Mensch hören sollte – wie die Gedanken von Tieren, Vögeln, Vieh. Wahrscheinlich auch, was seine Hofschranzen über ihn dachten, wenn er furzte.

Nun gab's am Hof einen jungen Diener, so ein Kerl mit mehr Neugier im Kopf als Vorsicht im Arsch. Eines Tages, als niemand hinschaute, hob er den Deckel von der Schüssel an, probierte ein Stück von der weißen Schlange. Zack – sein Kopf machte „Bumm“. Plötzlich verstand er die Sprache der Tiere. Die Fliegen in der Küche schrien „Raus hier!“, die Hunde lästerten über den König, und die Spatzen draußen zankten sich über Brotkrumen.

Aber wie das so ist: Kaum hast du was Besonderes, wird's gefährlich. Bald wurde ihm ein silberner Ring gestohlen. Der Verdacht fiel auf ihn, weil er halt der kleine Scheißdiener war. Todesstrafe, wenn er die Sache nicht klärt. Der Junge hörte die Vögel zwitschern und schnappte, dass eine Ente den Ring verschluckt hatte. Er fing sie, schnitt sie auf, holte den Ring raus. „Hier, der Beweis.“ So rettete er sich. Der König, beeindruckt, ließ ihn laufen, und der Junge zog hinaus in die Welt.

Auf seinen Wegen traf er allerlei Geplagtes: Ein paar Fische, die am Ufer zappelten. Alle hätten sie liegen lassen, aber der Junge warf sie zurück ins Wasser. „Danke, Bruder,“ gluckerten sie, „wir merken uns das.“ Weiter im Wald sah er ein Ameisenvolk, das gerade von einem Pferd zertrampelt wurde. Er verscheuchte das Vieh, die Ameisen brummen: „Okay, Kleiner, wir stehen in deiner Schuld.“ Noch weiter, ein paar Rabenjunge im Nest, hungrig, fast tot. Er schnitt sich die Hand auf, gab ihnen sein Fleisch zu fressen. Sie hackten, schmatzten, und sagten: „Das vergessen wir nicht.“

Natürlich brauchte er diese Gefälligkeiten später. Denn er landete bei einem König, der eine Tochter hatte – schön, kalt, und mit mehr Arroganz im Blick als Koks im Herz. Wer sie haben wollte, musste drei Aufgaben lösen, allesamt unmöglich. Scheiterst du, Kopf ab.

Erster Auftrag: „Hol den Ring, den ich ins Meer geworfen habe.“ Klarer Fall. Die Fische tauchten auf, brachten ihm das Ding zurück. Zweiter Auftrag: „Sammele bis morgen früh alle Körner von hundert Säcken, die ich im Gras verstreut habe.“ Die Ameisen kamen, marschierten wie besoffene Soldaten, sammelten alles. Dritter Auftrag: „Hol den goldenen Apfel vom Baum des Lebens.“ Die Raben stürzten sich in den Himmel, flatterten wieder runter, brachten das Ding.

Der Junge bestand alles, wie im Rausch. Die Prinzessin hatte keine Ausrede mehr. Also musste sie ihn heiraten.

Und was geschah? Der Kerl, der mal ein einfacher Diener war, stand plötzlich da als Königsgemahl. Und warum? Weil er ein bisschen Schlangensuppe probiert hatte und weil er nicht ganz so ein Arschloch war wie der Rest der Menschheit.

Strohalm, Kohle und Bohne

Es war einmal eine alte Frau, die lebte so armselig, dass selbst die Ratten bei ihr reihenweise Reißaus nahmen. Sie wollte sich Bohnen kochen – nix Feines, nur das, was ein armer Magen noch verträgt. Beim Kochen passierte das Drama: eine Bohne fiel auf den Boden, eine glühende Kohle sprang aus dem Herd, und ein Strohalm rollte hinterher. Drei armselige Reste, drei Krüppel des Alltags.

Und wie's im Märchen eben läuft – sie konnten sprechen. Wahrscheinlich, weil die Alte so viel Rauch in der Bude hatte, dass selbst der Dreck anfing, Stimmen zu kriegen.

Die Bohne, dick und eitel, brummte: „Scheiße, wenn ich im Kochtopf lande, bin ich Matsch.“

Die Kohle, noch am Glimmen, zischte: „Ich verglüh hier allein. Keine Sau erinnert sich an mich.“

Der Strohalm lachte trocken: „Ich bin so nutzlos, dass mich nicht mal ein Besoffener zum Schnupfen benutzt.“

Also schworen sie sich, gemeinsam die Welt zu verlassen. Eine Selbsthilfegruppe der Überflüssigen: Bohne, Kohle, Strohalm.

Sie zogen los, stolperten durch die Landschaft. Irgendwann kamen sie an einen Bach. Kein riesiger Fluss, nur ein Rinnsal – aber für so ein Trio war das der Atlantik.

Der Strohalm blähte sich auf: „Keine Panik, Leute. Ich leg mich hin, und ihr könnt über mich drüber.“

Er fiel quer ins Wasser, die Bohne kicherte und hüpfte rüber. Als die Kohle dran war, knisterte es gefährlich. Heißes Glühen, knappe Sache. Kaum war sie in der Mitte, fing der Strohalm Feuer. *Fffft!* Und in Sekunden verbrannte er, als hätte einer Benzin draufgekippt.

Die Kohle zischte, fiel ins Wasser, verreckte.

Die Bohne stand am Ufer, prustete los vor Lachen. Sie lachte so heftig, dass ihr Bauch aufplatzte. Die Eingeweide quollen raus, Bohnenhaut überall. Sie wäre fast hopsgegangen – bis ein Schneider vorbeikam. Der sah die aufgerissene Bohne, zog Nadel und Faden, nähte sie zu. Und damit's hielt, nahm er schwarzen Faden. Darum haben Bohnen bis heute diese beschissene schwarze Naht am Bauch.

Von dem Fischer und seiner Frau

Es war einmal ein Fischer, so'n armes Würstchen, der den ganzen Tag am Meer rumsaß, die Angel in der Hand, und hoffte, dass ihm was ins Maul beißt – ach nee, in den Haken. Er war so arm, dass er sein Bier immer verdünnen musste, damit's länger reicht. Seine Frau aber, Ilsebill, die war nicht arm im Maul. Die konnte brüllen wie 'ne kaputte Nebelhupe.

Eines Tages zieht der Fischer einen Fisch raus – nicht irgendeinen, sondern einen Butt, dick, fett und laberfreudig. „Ey, Bruder, lass mich leben! Ich bin ein verzauberter Prinz!“

Der Fischer war zu weich, um ihn zu behalten. Also warf er ihn zurück.

Zufrieden ging er heim und dachte: „Guter Tag.“

Aber zu Hause wartete Ilsebill, die alte Hyäne. „Du Depp! Du hattest einen Wunschfisch und hast nix verlangt? Geh sofort zurück und wünsch uns was!“

Also stapfte er zurück ans Meer, das schon ein bisschen trüb war, und rief:

„Manntje, Manntje, Timpe Te, Buttje, Buttje in der See...“ und so weiter.

Der Butt tauchte auf, genervt. „Na, was willst du?“

„Meine Frau will... eine Hütte.“

„Abgemacht.“ Puff. Sie hatten 'ne Hütte.

Doch Ilsebill war nicht satt. Natürlich nicht. „Hütte? Was soll der Scheiß? Willst du mich verarschen? Ich will ein Schloss!“

Der Fischer trottete wieder zum Butt. Der war noch mürrischer, aber erfüllte's. Zack – Schloss.

Ilsebill drehte auf. „Schloss? Pah! Ich will Königin sein!“

Der Fischer winselte, aber ging. Butt: „Na gut.“ Zack, Königin.

Aber sie hörte nicht auf. „Königin? Langweilig. Ich will Kaiserin!“

Butt: „Schon gut, Kaiserin.“

„Kaiserin? Pff. Ich will Papst sein!“

Der Fischer: „Aber Ilsebill, das geht doch nicht, Papst ist ein Mann!“

„Halt die Fresse und lauf!“

Butt stöhnte, machte sie zum Papst.

Und dann kam's dicke. Ilsebill, völlig high auf Macht, schrie: „Mir reicht's! Ich will Gott sein. Ich will Sonne und Mond und alle Sterne unter meinem Arsch haben!“

Der Fischer, halb tot vom ewigen Hin- und Hergerenne, murmelte die Worte,

rief den Butt. Das Meer war jetzt schwarz, stank nach Schwefel, Wellen hoch wie Häuser. Der Butt guckte ihn an, Augen rot, Maul genervt: „Sag deiner Alten, sie soll sich ficken.“ Puff. Alles weg. Sie saßen wieder in ihrer alten armseligen Bruchbude, windschief, leer, ärmer als vorher.

Ilsebill schrie noch, der Fischer saß apathisch in der Ecke, starrte aufs Meer, als würde da noch ein Bierfass angeschwemmt werden. Aber kam nix mehr. Ende.

Das tapfere Schneiderlein

Es war einmal ein Schneiderlein. So ein abgerissener Fadenficker, der den ganzen Tag auf seinem Hocker saß, Nadel in der Hand, Bauch leer, Kopf voller Flusen. Kein Held, kein Krieger, nur einer, der Hemden flickte und heimlich vom großen Leben träumte.

Eines Tages kaufte er sich von seinen letzten paar Kupfermünzen ein Stück Marmelade. Setzte sich hin, streicht es aufs Brot – und zack, da kommen die Fliegen. Nicht eine, nicht zwei – ein ganzer verdammter Schwarm, wie in der Kneipe, wenn du dein Bier kurz aus den Augen lässt.

Er rastete aus, schlug mit einem Lappen drauf – *Klatsch!* – sieben Fliegen auf einen Streich.

Der Typ starrte auf die toten Biester, grinste wie ein Irrer und dachte: „Scheiß auf die Fliegen, das ist mein Durchbruch! Wenn ich sieben Fliegen killen kann, kann ich alles killen.“

Also stickte er sich einen Gürtel mit der Aufschrift: **„Sieben auf einen Streich.“** Und stolzierte los, als wäre er Rambo.

Unterwegs kam er an einem Riesen vorbei. So ein grober Klotz, Hände groß wie Schaufeln, Hirn wie ein leerer Bierkrug.

„Was steht da auf deinem Gürtel?“ brummte der Riese.

„Sieben auf einen Streich,“ prahlte das Schneiderlein.

Der Riese glotzte, verstand nur die Hälfte und dachte: „Scheiße, der meint Menschen!“

Da bekam er Muffensausen. Sie machten ein paar Kraftproben, und das Schneiderlein trickste ihn jedes Mal aus – wie ein Kneipenschläger, der nur blufft, aber alle glauben's. Am Ende haute der Riese ab, voller Respekt.

Das sprach sich rum. Bald hieß es: „Ein tapferes Schneiderlein zieht durchs Land. Der killt sieben auf einen Schlag!“ Kein Mensch fragte nach, was er

wirklich gemeint hatte. So läuft's immer: Hauptsache dicke Sprüche, keiner prüft die Fakten.

Der König hörte davon. Und weil er ein Feigling mit Krone war, schickte er das Schneiderlein los, Monster zu besiegen: zwei Riesen, ein Einhorn, ein wildes Schwein. Alles Viecher, vor denen andere die Hosen voll hatten.

Und der Schneider? Jedes Mal ein Trick. Bei den Riesen ließ er sie sich gegenseitig platt hauen. Das Einhorn rammte den Kopf in 'nen Baum, der Eber wurde in eine Falle gejagt. Kein Blut, kein Mut – nur listige Scheiße, aber effektiv.

Am Ende stand der König da und dachte: „Wenn ich den nicht loswerde, nimmt er mir noch den Thron.“ Also bot er ihm die Prinzessin zur Frau an, mit dem halben Reich als Mitgift – in der Hoffnung, dass der Schneider sich selbst irgendwann ins Knie tritt.

Das Schneiderlein heiratete, wurde reich, saß im Palast, kippte Wein, fickte die Prinzessin und lachte sich eins.

Aber nachts, wenn er im Bett lag, schwitzte er. Denn er wusste: Alles war eine Lüge. Er war immer noch nur ein Schneider, der sieben Fliegen erschlagen hatte.

Aschenputtel

Es war einmal ein Mädchen, das man nur **Aschenputtel** nannte, weil sie aussah, als hätte sie ihr Leben lang in 'ner verranzten Kneipe unter'm Ofen gepennt. Mutter tot, Vater ein jämmerlicher Trottel, der wieder geheiratet hatte. Die Neue war eine richtige Giftschlange und brachte gleich zwei Töchter mit, die so hässlich und eingebildet waren, dass einem die Bierpisse in den Augen brannte, wenn man sie anschaute.

Aschenputtel hatte nix vom Leben, außer Dreck unterm Fingernagel, Ruß im Haar und die Gewissheit, dass jeder Tag eine neue Demütigung brachte. Die Stiefschwestern klauten ihr alles, die Alte hackte auf ihr rum, und der Vater tat so, als sähe er nichts – Hauptsache, sein Bierkrug blieb voll.

Dann kam die Einladung zum großen Ball des Königssohns. Der Bengel wollte heiraten und suchte sich die Schönste im Land. Die Stiefschwestern kreischten vor Freude, polierten ihre Fratzen und schrien Aschenputtel ins Gesicht: „Du bleibst zu Hause, Schlampe, und sortierst Linsen aus der Asche.“

Die Alte kippte einen ganzen Sack Linsen in die Glut, grinste und dachte: „Da hast du Beschäftigung, während wir tanzen.“

Aber Aschenputtel hatte Connections. Nicht zu reichen Onkeln oder lieben Tanten, sondern zu den verdammten Vögeln. Die flatterten herbei, hackten die Linsen aus der Asche, als hätten sie nix Besseres zu tun. „Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen“ – und schwupps war der Mist erledigt.

Sie wollte trotzdem zum Ball. Ging sie in die Kammer, betete am Grab der Mutter, und da wuchs ein Baum, der ihr ein Kleid und goldene Schuhe runterließ. Keine Fee, keine Zaubershow – einfach ein Baum, der besser drauf war als die halbe Familie.

So stand Aschenputtel plötzlich im Palast, nicht mehr wie ein Rußkind, sondern wie eine verdammte Göttin. Der Prinz glotzte sie an, sabberte, und kein Schwein erkannte sie. Drei Abende lang tanzten sie zusammen, und jedes Mal haute sie ab, bevor es ernst wurde. Aber der Bengel war heiß auf sie wie ein Kater auf Katzenminze.

Am letzten Abend legte er eine Falle: Er ließ die Treppe mit Pech bestreichen. Als Aschenputtel fliehen wollte, blieb einer ihrer goldenen Schuhe kleben. Der Prinz fand ihn, hob ihn hoch, und schwor: „Die, der dieser Schuh passt, wird meine Frau.“

Die Stiefschwestern wollten's erzwingen. Die eine hackte sich die Zehen ab, die andere die Ferse, nur um den Schuh reinzuquetschen. Der Prinz, zu blöd zum Hinschauen, hätte fast geheiratet – aber die Vögel piffen: „Blut im Schuh, du Vollidiot!“

Also zurück. Und schließlich probierte Aschenputtel den Schuh an. Zack – passte perfekt.

Da erkannte der Prinz, wer sie war. Er nahm sie mit, machte sie zur Frau, und die Stiefschwestern? Die wollten sich einschleimen, bei der Hochzeit dabei sein. Aber die Vögel hackten ihnen die Augen aus, bis sie blind durch die Gegend stolperten.

Und Aschenputtel saß da, in Gold und Glanz, und wusste: Ohne Vögel, ohne Baum, ohne ein bisschen Glück wäre sie immer noch ein Aschemädchen, das Linsen sortiert.

Das Rätsel

Es war einmal ein Königssohn – jung, schön, gelangweilt wie Sau. Der Hof öde, die Gelage schal, die Weiber zu leicht zu haben. Er wollte raus, Abenteuer, irgendwas, das ihn wach hielt. Also nahm er ein paar Kumpanen und zog los. Unterwegs hatten sie nix außer Brot, Wein und viel zu viel Zeit.

Eines Tages trafen sie eine alte Vettel am Wegesrand. So'n abgerissener Lump, halb verhungert, halb verrückt. Der Prinz, noch höflich erzogen, gab ihr was zu essen. Die Alte grinste, ein Grinsen, das mehr Falten hatte als ein ausgetrockneter Fluss, und sagte: „Weil du nicht ganz so ein Arsch bist wie die meisten da draußen, will ich dir einen Tipp geben: Geh ins nächste Dorf, da gibt's eine Prinzessin. Die hat ein Problem – und du könntest ihr vielleicht in die Karten spielen.“

Der Prinz stapfte los. Im Schloss erklärte man ihm: Die Prinzessin hatte schwören müssen, nur den Kerl zu heiraten, der ihr ein Rätsel aufgeben konnte, das sie nicht lösen konnte. Blöd nur, sie war verdammt schlau. Bisher hatte sie jeden Bewerber entlarvt, und die, die verloren, wurden gehängt. Der Hofplatz hing voller toter Deppen, die glaubten, sie könnten schlauer sein als eine gelangweilte Königs-Tochter.

Der Prinz dachte: „Scheiß drauf, Risiko ist besser als Langeweile.“ Also stellte er sich hin und sagte: „Ich geb dir ein Rätsel, Baby.“
Die Prinzessin lachte spitz: „Na los. Aber wenn ich's löse, hängst du am Galgen.“

Er hatte vorgesorgt. Vor der Reise hatte er einen Trick vorbereitet: Er nahm einen toten Raben, ein totes Pferd, und steckte es in ein altes Kornfeld, wickelte das Ganze ein wie einen widerlichen Burrito aus Kadaver, Asche und Schimmel. Das stinkende Paket ließ er unterwegs im Wald verstecken.

Sein Rätsel lautete: „Was ist grün wie Gras, hat einen Zopf aus Gold, ist tot und lebt doch?“

Die Prinzessin grübelte, biss sich auf die Lippe, fragte ihre Kammerzofen, kramte in ihren Büchern. Nix. Sie schickte heimlich ihre Diener hinter ihm her, die ihn belauschen sollten. Aber der Prinz hatte's geahnt – er schickte sie auf falsche Fährten. Sie fanden nix, außer den Gestank im Wald, und dachten, das sei nur Zufall.

Am nächsten Tag stand sie vor ihm, Augen rot vom Grübeln, und musste gestehen: „Ich weiß es nicht. Ich hab verloren.“

Da grinste er, breit, überheblich, ein bisschen sadistisch. Denn er wusste: jetzt kriegte er die Braut.

Die Hochzeit fand statt, groß, laut, viel zu viel Wein, viel zu viele Reden. Aber der Prinz sah, wie die Prinzessin ihn anfunkelte. Nicht aus Liebe, nicht aus Respekt – sondern mit Wut. Denn sie war gezwungen worden, sich zu beugen. Und er wusste: das wird kein Märchen mit Happy End, das wird eine Ehe wie ein Krieg.

Herr Korbes

Es war einmal ein Huhn und ein Hahn, die hatten Langeweile. Kein Futter, kein Korn, kein Spaß – also dachten sie sich: „Scheiß drauf, wir machen ’nen Ausflug zu Herrn Korbes.“ Wer der Typ war? Irgendein schräger Bastard, keiner wusste genau. Aber in Märchen heißt das: besser, man geht hin, sonst bereut man’s.

Also kletterten Hahn und Huhn in ’nen kleinen Karren, der quietschte wie ein rostiger Einkaufswagen. Unterwegs sammelten sie Gesellschaft ein – nicht Freunde, eher so ein Haufen Restmüll mit Beinen:

- eine Ente, die aussah, als hätte sie zu viele Nächte aufm Tümpel durchgesoffen,
- eine Katze mit Augenringen, die schon alle Mäuse gefressen, aber immer noch Hunger hatte,
- eine Nadel, rostig und spitz, wie so ein Junkie mit Aggressionen,
- eine Stecknadel, dünn und verbogen,
- und ein Stück Schleifstein, schwer, stumpf, aber dabei.

Eine bessere Pennertruppe hat man selten gesehen.

Sie fuhren also zu Herrn Korbes. Der war nicht zu Hause, also machten sie’s sich bequem, wie Gäste, die du nie eingeladen hast: alle besoffen, alle gierig, alle scheißegal.

Am Abend kam Herr Korbes zurück. Ein Typ, der schon beim Reinkommen wirkte, als würde er seine Nachbarn verklagen, wenn sie zu laut furzen. Er sah die Bude voll Viecher und Krimskrams und fluchte. „Was soll die Scheiße?“

Und dann ging’s los. Die ganze Truppe stürzte sich auf ihn wie eine Kneipenschlägerei am Freitagabend:
Die Katze kratzte ihm die Fresse blutig.

Die Ente hackte ihm ins Bein.
Die Stecknadel bohrte sich in seinen Fuß.
Die Nadel stach ihm in den Arsch.
Der Schleifstein knallte ihm auf die Rübe.
Und das Huhn und der Hahn standen oben auf dem Tisch, krächzten und flatterten, als wär's die beste Comedy-Show ihres Lebens.

Am Ende lag Herr Korbes da, übel zugerichtet, halb tot oder ganz. Die Tiere feierten, als hätten sie die Welt erobert, und keiner fragte: Warum eigentlich? Wieso ausgerechnet Korbes?

Antwort: Egal. Das Märchen sagt: „Er muss wohl ein böser Mann gewesen sein.“ Mehr Erklärung gibt's nicht. Vielleicht war er ein Arsch, vielleicht auch nur zur falschen Zeit am falschen Ort.

Die Juniper-Baum (Machandelboom)

Es war einmal ein reicher Mann, aber reich macht dich nicht glücklich, nur fett und satt. Er hatte eine Frau, die wollte unbedingt ein Kind. Sie saß unterm Wacholderbaum (Machandelboom, wie die alten Leute sagen), seufzte und wünschte sich so sehr einen Sohn, dass sie sich fast zu Tode sehnte. Schließlich bekam sie ihr Kind – aber sie starb bei der Geburt. Zack, weg, Feierabend.

Der Mann heulte kurz, dann tat er, was solche Typen immer tun: er holte sich eine neue Frau. Und die neue war eine kaltherzige Furie, mit einer Tochter, die ihr wie aus dem Arsch geschnitten war. Aber den Sohn aus erster Ehe hasste sie. Denn das war nicht ihr Blut, nicht ihr Stolz.

Eines Tages kochte sie sich vor Hass und sagte: „Komm, Bub, hol dir einen Apfel aus der Truhe.“ Der Junge machte brav den Deckel auf, und sie – *klatsch!* – haute den Deckel zu, dass ihm der Kopf absprang wie der Korken einer Sektflasche. Das Blut spritzte, der Körper zuckte. Die Stiefmutter grinste.

Aber jetzt lag da ein Problem: ein toter Junge. Also hackte sie den Körper in Stücke, kochte ihn, machte daraus einen Eintopf. Als der Vater heimkam, stellte sie ihm den Topf auf den Tisch. „Iss, Liebster, iss.“

Und er löffelte, schmatzte, rülpste und meinte: „Das schmeckt besser als je zuvor.“

Kein Wunder – er fraß seinen eigenen Sohn.

Die Tochter aber, die Stiefschwester, hatte alles gesehen. Sie heulte, sammelte die Knochen in ein Tuch und vergrub sie unter dem Wacholderbaum. Und siehe da – aus den Wurzeln stieg ein Vogel hervor. Kein normaler Spatz, sondern ein prächtiger Vogel, der sang, dass die Leute stehenblieben, egal wo er auftauchte.

Der Vogel flog übers Land und sang:
„Meine Mutter, die mich gebar,
meine Stiefmutter, die mich schlug,
mein Vater, der mich aß,
meine Schwester, die mich begrub,
unter'm Machandelboom.“

Alle, die den Gesang hörten, flippten aus. Ein Goldschmied schenkte ihm eine Kette, ein Schuhmacher rote Schuhe, ein Müller einen Mühlstein – alles, weil der Gesang sie packte. Der Vogel sammelte die Geschenke und flog zurück zum Haus.

Drinne saß die Stiefmutter, die Tochter, der Vater. Das Mädchen zog die goldene Kette an, der Vater tanzte in den roten Schuhen wie ein alter Clown, und die Stiefmutter bekam den Mühlstein auf den Schädel. *Kracks!* Tot.

Da verwandelte sich der Vogel wieder – in den Sohn, lebendig, schön, frei. Er nahm seine Schwester in den Arm, der Vater hörte endlich auf zu fressen, und der Machandelbaum rauschte im Wind, als wolle er sagen: „So, ihr Arschlöcher, so läuft das.“

Rotkäppchen

Es war einmal ein kleines Mädchen, das trug immer ein rotes Käppchen, so schrill, dass jeder sie schon von weitem sah. Kein Wunder, dass man sie **Rotkäppchen** nannte. Ihre Mutter war so eine Dorftrulla, die den ganzen Tag quasselte und Rüben schälte. Eines Tages stopfte sie dem Kind einen Korb in die Hand – Kuchen, Wein, Kram – und sagte: „Bring das deiner kranken Großmutter. Aber bleib auf dem Weg! Keine Abstecher, kein Quatsch.“ Klarer Fehler: sag einem Kind, was es *nicht* tun soll, und genau das macht es.

Also stapfte Rotkäppchen los, froh wie ein kleines Besoffskind mit Lunchpaket. Und da kam der Wolf. Ein alter Straßenköter mit Hunger im Bauch und Augen, die schon zu viele Nächte im Dunkeln gesehen hatten. „Na, Kleines, wohin des

Weges?“

Sie plapperte wie ein Radio: „Zur Großmutter, Kuchen und Wein.“ Kein Instinkt, keine Vorsicht, null.

Der Wolf grinste sich eins, dachte: „Geil, gleich zwei Mahlzeiten: erst die Oma, dann die Göre.“

Er trickste sie: „Schau doch mal die schönen Blumen da drüben! Mach einen Strauß, Großmutter wird sich freuen.“

Rotkäppchen ließ sich sofort ablenken. Blümchen pflücken, lalala, so doof wie ein Goldfisch.

Der Wolf nutzte die Zeit, rannte zum Haus der Oma, klopfte an. „Wer da?“ „Rotkäppchen.“

Tür auf, zack, Oma weg. Ein Bissen, runter damit, nicht mal ein Rülpsen. Dann schlüpfte er in ihr Nachthemd, Mützchen auf, legte sich ins Bett. Ein perveres Bild – der Wolf mit Rüschenhaube, wie ein übler Fetischist.

Rotkäppchen kam endlich an, Blumenstrauß in der Hand, doof grinsend. Sie sah ihre „Großmutter“ und wunderte sich:

„Oh, Großmutter, was hast du für große Augen!“

„Damit ich dich besser sehen kann.“

„Was für große Ohren!“

„Damit ich dich besser hören kann.“

„Was für große Zähne!“

„Damit ich dich besser fressen kann!“

Und dann – *schnapp!* – der Wolf stürzte sich auf sie. Kein Zögern, kein Warten. Er verschluckte sie, wie ein Kerl, der sein Bier in einem Zug kippt. Oma und Enkelin – beide im Magen.

Doch der Wolf hatte sich übernommen. Zu vollgefressen, zu schwer. Er schnarchte, röchelte, lag da wie ein dicker Trunkenbold nach 'nem All-you-can-eat-Buffer.

Ein Jäger kam vorbei. Sah das Vieh schnarchen, Bauch dick wie 'n Fass. „Der hat was geschluckt, was nicht seins ist,“ dachte er. Statt ihn gleich abzuknallen, schnitt er ihm die Wampe auf – und siehe da: Oma und Rotkäppchen kletterten raus, stinkend, aber lebendig.

Dann stopften sie den Bauch des Wolfs mit Steinen, nähten ihn zu. Als der Wolf aufwachte, wollte er wegrennen – aber die Steine zogen ihn runter. Er kippte um und verreckte elend.

Rotkäppchen schwor, nie wieder vom Weg abzugehen. Aber wir wissen's: Blagen schwören viel, bis die nächste Blume winkt.

Die Bremer Stadtmusikanten

Es war einmal ein Esel, der war alt, kaputt und vom Leben durchgeritten wie ein alter Kutscher nach zehn Jahren Schnaps. Sein Herr wollte ihn loswerden – „Der frisst mehr als er schleppt!“ – also sollte er den Gnadenstoß kriegen. Der Esel dachte: „Scheiß drauf, bevor ich hier im Dreck krepier, zieh ich nach Bremen. Da soll's Musiker geben. Ich kann zwar nicht singen, aber brüllen wie 'n kaputter Trichter. Vielleicht reicht das.“

Auf dem Weg traf er einen Hund. Grau, zahnlos, kaum noch Kraft zum Bellen. Der Herr wollte ihn an die Kette legen und erschlagen. Der Hund heulte: „Alles vorbei.“

Der Esel sagte: „Komm mit nach Bremen. Wir gründen 'ne Band. Wenn wir nix reißen, können wir immer noch betteln.“

Der Hund nickte: „Besser als tot.“

Ein Stück weiter trafen sie 'ne Katze. Abgewrackt, Fell struppig, Mäuse wollte sie keine mehr jagen. Die Alte wollte sie ersäufen. Die Katze miaute: „Ich bin durch.“

Der Esel lachte: „Komm, wir machen 'ne Combo. Du fauchst ins Mikro, ich schreie ins Horn.“

Die Katze sagte: „Fick drauf, ich bin dabei.“

Dann fanden sie einen Hahn. Der saß auf'm Mist, hackte nach Luft. Der Bauer wollte ihn in den Kochtopf werfen. „Ich bin am Arsch,“ krächte er.

„Nicht, wenn du mit uns nach Bremen ziehst,“ rief der Esel. „Wir brauchen 'ne Lead-Stimme. Du kannst kreischen wie 'n verdammter Punk-Sänger.“

So zogen die vier Loser los. Keine Instrumente, nur Elend. Sie wollten nach Bremen, die große Karriere. Aber wie das so ist – keiner kam jemals da an.

Abends wurden sie müde, kamen an ein Räuberhaus. Licht, Gelächter, Duft von Braten, Bier und Tabak. Die Bande hockte drin, saufte, schmatzte.

Die Tiere sabberten vor Hunger.

„Wir holen uns das,“ knurrte der Hund.

Sie stapelten sich: Esel unten, Hund drauf, Katze oben, Hahn ganz oben – und

dann gaben sie ihr „Konzert“.

Der Esel schrie wie 'n rostiger Bus, der Hund bellte wie ein kaputter Motor, die Katze kreischte wie 'ne besoffene Alte aufm Kiez, und der Hahn brüllte wie ein sterbender Trompeter. Zusammen ein Sound, der jeden Radiomoderator in die Klappe gebracht hätte.

Die Räuber bekamen Schiss. „Dämonen!“ schrien sie, und rannten raus in die Nacht, ließen alles stehen.

Die Tiere stürmten rein, fraßen wie die Schweine, kippten den Wein, kippten noch mehr, bis sie umfielen.

Später schickten die Räuber einen zurück. Der schlich ins Dunkle, wollte das Haus zurückerobern. Aber die Katze sprang ihm ins Gesicht, kratzte ihm die Fresse blutig. Der Hund biss ihm in den Arsch. Der Esel trat ihn fast tot, und der Hahn schrie ihm ins Ohr, dass er taub davon wurde. Der Räuber rannte raus, schrie den anderen zu: „Das Haus ist verhext, voller Monster!“ Also ließen sie's.

Und die vier? Die blieben. Kein Bremen, kein Ruhm, keine Karriere. Nur 'n warmes Dach, Essen, Weinreste, und die Freiheit, nie wieder unter Herr und Peitsche zu stehen.

Der singende Knochen

Es war einmal ein König, dessen Land wurde von einem wilden Eber verwüstet. Das Vieh war kein normales Schwein, sondern ein Monster: groß wie ein Ochse, mit Hauern wie rostige Messer, lief durch die Wälder, zerriss Leute, wühlte Felder um, siffte alles voll. Der König, dick und faul wie die meisten mit Krone, versprach: „Wer den Eber tötet, kriegt meine Tochter und halb mein Reich.“ Klassische Ansage – andere schufteten und verrecken, er kassiert.

Da waren zwei Brüder. Der Ältere: gierig, zynisch, ein Mistkerl. Der Jüngere: naiv, gutherzig, aber nicht ganz dicht im Kopf. Beide zogen los, jeder mit 'nem Speer, bisschen Brot und Bier im Sack. Auf dem Weg kamen sie an ein Tal, und da stand ein kleiner Mann, so'n Wichtel, mit Bart wie Schimmel. Der Jüngere teilte sein Brot und seinen Schluck Bier mit ihm, der Ältere lachte nur und sagte: „Verpiss dich, Zwerg.“

Rate, wem der Wichtel half? Natürlich dem Jüngeren. Er zeigte ihm den Weg zum Eber. Der Bengel packte seinen Speer, wartete, und als das Vieh kam –

stinkend, grunzend, halb Hölle, halb Sau –, rammte er ihm die Waffe mitten ins Herz. Bumm, der Eber kippte um, tot. Der Jüngere jubelte: „Jetzt heim zum König, Braut und Reich!“

Aber der Ältere, der hinter ihm hertrottete, dachte: „Scheiß drauf, ich lass mich doch nicht von dem Blödmann überholen.“ Kaum waren sie am Fluss, packte er seinen Bruder und rammte ihn ins Wasser. Ertränkt wie ein Kätzchen. Dann schleppte er selbst den toten Eber heim und ließ sich feiern. Krone, Prinzessin, halbes Reich – alles seins. Der Jüngere aber blieb unten, still, tot, vergessen.

Bis eines Tages ein Schäfer am Flusssufer Knochen fand. Weiß, glatt, schön, aber irgendwie unheimlich. Er schnitzte daraus eine Flöte – oder so 'ne Tröte –, setzte an, und siehe da: Der Knochen sang. Keine Melodie, sondern Worte:

„Hier bläst du aus meinem kleinen Bein,
mein Bruder schlug mich tot am Stein,
brachte den Eber zum König dann,
und ich blieb liegen, armer Mann.“

Der Schäfer kriegte Schiss, rannte mit der Flöte zum König. Der hörte, blies, und die Stimme des toten Jungen klagte. Alles kam raus. Der Ältere wurde geschnappt, gefoltert, gerichtet. Je nach Version aufgehängt, geköpft oder gevierteilt – egal, Hauptsache Ende.

Und der Jüngere? Tot blieb tot. Kein Happy End, keine Auferstehung. Nur ein singender Knochen, der die Wahrheit rauskotzte, als wär's ein Bukowski-Gedicht in Kneipenform.

Der Teufel mit den drei goldenen Haaren

Es war einmal ein Junge, der kam mit einer Glückshaut auf die Welt. Das heißt, jeder Depp im Dorf wusste sofort: „Der Bengel wird mal reich.“ Und weil Reichtum die Leute immer neidisch macht, hatte er schon als Baby mehr Feinde als ein Kneipenwirt mit zu dünnem Bier.

Ein König hörte davon, so ein machtgeiler Sack, der keinen Bock hatte, dass irgendein Bauer seinen Thron gefährdet. Er ließ das Kind klauen und wollte es ersäufen. Aber wie's halt läuft: Glückshaut. Das Kind ging nicht unter. Stattdessen zog es groß, stark und unverschämt heran.

Eines Tages kam es wieder an den Hof, ohne zu wissen, wer es wirklich war. Der König erkannte die Gefahr sofort. Also grinste er wie ein falscher Spieler und sagte: „Ach, mein Junge, ich hab da nur 'ne kleine Aufgabe für dich. Bring mir drei goldene Haare vom Kopf des Teufels, dann darfst du meine Tochter heiraten.“

Klar, dachte er: „Unmöglich, der Junge verreckt unterwegs, Problem gelöst.“

Der Glückspisser ließ sich nicht beirren. Zog los, mit nix außer seinem Optimismus, der so zäh war wie alte Kneipenwurst.

Unterwegs kam er in ein Dorf. Die Leute dort jammerten: „Wir hatten früher einen Brunnen, sprudelndes Wasser, alles gut. Jetzt ist er trocken. Find mal raus, warum!“

„Klar“, sagte der Bengel, „ich frag den Teufel.“

Nächstes Dorf. Ein Apfelbaum, der keine Früchte mehr brachte. „Hilf uns, Kleiner!“ – „Jo, frag ich den Teufel.“

Dann eine Stadt. Da musste der Fährmann alle Leute über den Fluss bringen, aber keiner löste ihn ab. Er ruderte wie ein Arsch und kam nicht weg. „Frag den Teufel, wie ich aus der Scheiße rauskomm!“

So ging er weiter, und schließlich stand er vorm Höllentor. Da saß die Oma vom Teufel – kein Witz, der Teufel hatte 'ne Großmutter. Die war alt, zahnlos, aber gar nicht so übel drauf. Sie sagte: „Kleiner, du bist am Arsch, wenn mein Enkel dich erwischt. Aber ich helf dir, weil du mich an meinen eigenen Enkel erinnerst, nur weniger beschissen.“

Also versteckte sie ihn unter der Schürze. Als der Teufel heimkam – groß, stinkend nach Schwefel und Sauerei –, legte er sich hin, den Schädel schwer vom Höllenbrand. Die Oma kraulte ihm die Haare, und immer wenn er eindöste, riss sie ihm ein goldenes Haar raus. Der brüllte, fluchte, aber sie quatschte ihn wieder ein.

Beim ersten Riss fragte sie ihn beiläufig: „Sag mal, warum ist der Brunnen trocken?“

Der Teufel: „Weil da ein Frosch drin sitzt, keiner hat ihn rausgeholt. Macht das, und das Wasser läuft wieder.“

Zack, erstes Haar.

Beim zweiten: „Warum trägt der Apfelbaum keine Früchte?“

„Weil eine Maus an den Wurzeln nagt. Töten, und er blüht wieder.“

Zweites Haar weg.

Beim dritten: „Und warum hängt der Fährmann ewig im Job?“

Der Teufel lachte: „Weil er immer schön die Ruder dem nächsten Depp in die Hand drückt. Wenn er einem einfach mal das Paddel in die Hand drückt und sagt ‚Dein Turn!‘, ist er frei.“

Drittes Haar draußen. Der Bengel hatte seine Antworten und die Haare in der Tasche.

Er zog zurück, löste alle Probleme: Brunnen lief wieder, Baum trug Früchte, der Fährmann übergab die Ruder einem Idioten, und er war frei. Der Junge kam heim mit den drei goldenen Haaren, grinste dem König ins Gesicht, und der musste seine Tochter hergeben.

Ende vom Lied: Der König wollte sich vor Wut zerreißen, aber Pech gehabt. Der Glückskerl hockte jetzt auf dem Thron, fickte die Prinzessin und trank Wein aus goldenen Bechern, während der König wahrscheinlich in der Ecke starb, voller Hass und leerer Taschen.

Die Lämmer und die jungen Geißlein

Es war einmal ein paar junge Geißlein, noch grün hinter den Ohren, und ein paar Lämmer, genauso dämlich. Allesamt Kinderzeug, die im Gras herumhüpften, als wär das Leben nur Spielplatz und Sonnenschein. Keine Ahnung von der Welt, kein Plan, dass draußen alles voller Wölfe, Metzger und Schicksalsschläge ist.

Sie spielten den ganzen Tag Fangen, hüpften, blökten, meckerten. Dumm und zufrieden, wie kleine Besoffskinder mit Zucker im Blut. Irgendwann kam ihnen die glorreiche Idee: „Ey, lasst uns mal ein Wettrennen machen!“ – typisch Nachwuchs: denken, sie wären Rennpferde, dabei sind sie nicht mal Schlachtvieh mit Zukunft.

Also stellen sie sich auf, die Geißlein meckernd, die Lämmer blökend. Auf die Plätze, fertig, los! Sie rennen los, Fell fliegt, Beine strampeln, und alles sieht nach Spaß aus.

Da, mitten im Lauf, stolpert eins der Lämmer. Es kugelt den Abhang runter, knallt gegen einen Stein, bleibt liegen, Bein gebrochen. Die anderen Tiere

halten kurz inne, glotzen dumm, wissen nicht, ob sie lachen oder heulen sollen. Schließlich rennen sie weiter, weil keiner Bock hat, sich den Spaß versauen zu lassen.

Am Abend kommt der Hirte. Sieht das kaputte Lamm, hebt es hoch, denkt: „Scheiß drauf, das lohnt sich nicht mehr.“ Und er schneidet ihm die Kehle durch. So einfach, so direkt. Für ihn war's nur ein Abendessen mehr, für das Lamm war's das Ende vom Wettrennen.

Und die Geißlein? Die standen daneben, mit großen Augen, und begriffen zum ersten Mal: Das Leben ist kein Spielplatz, sondern ein verdammter Schlachthof.

Hänschen-dumm

Es war einmal ein Kerl, den nannten alle Hänschen-dumm. Warum? Weil er dumm war. Kein Genie, kein Held, sondern einer von denen, die beim Kartenspielen immer verlieren, beim Saufen immer als erster kotzen und beim Arbeiten nie den Hammer richtig halten. Die Brüder machten sich über ihn lustig, die Alten schimpften, und er grinste nur blöd in die Gegend, als wär das alles ein schlechter Witz.

Eines Tages hörte er, dass der König im Schloss so ein Rätselspiel laufen hatte: Wer etwas zur Tafel bringt, das niemand erraten kann, der kriegt die Tochter zur Frau und halb das Reich. Alle Klugen, Gelehrten und Angeber zogen los, beladen mit Schätzen, Gold, Edelsteinen und Sprüchen. Hänschen-dumm stapfte hinterher – mit nix außer seiner grenzenlosen Einfalt und einem Sack voller Mistideen.

Unterwegs sah er eine tote Krähe, plattgefahren von 'nem Wagen, stank schon. Hänschen dachte: „Super, die nehm ich mit.“

Dann fand er eine alte Holzschuhsohle, abgescheuert, verrottet. „Auch gut.“ Dann noch ein Haufen Dreck vom Wegesrand. „Perfekt.“

Mit diesem Müllsack trottete er ins Schloss. Alle lachten: „Was will der Idiot mit dem Zeug?“

Der König, gelangweilt, fragte: „Na, was hast du mitgebracht?“

Hänschen grinste, zog die tote Krähe raus und sagte: „Hier, für die Suppe.“

Die Hofleute rümpften die Nase.

Dann zog er die Holzsohle raus. „Hier, als Deckel für den Topf.“

Gelächter im Saal.

Dann kippte er den Dreck auf den Boden. „Und hier das Gewürz.“

Alle dachten: „Der spinnt.“ Aber die Prinzessin, gelangweilt wie alle Prinzessinnen, lachte so sehr, dass sie fast vom Stuhl fiel. Sie sagte: „Genau das ist es! Endlich einer, der nicht mit Gold und dummen Phrasen kommt, sondern mit echtem Wahnsinn. Den will ich.“

Der König fluchte, aber er hatte's versprochen. Hänschen-dumm kriegte die Prinzessin, das halbe Reich, und saß bald auf seidenen Kissen, mit Wein im Becher, während die Klugen draußen weiter schwafelten.

Und wenn du ihn da gesehen hättest: denselben blöden Grinser im Gesicht, nur jetzt mit Goldketten und einer Frau im Arm, die begriff, dass Dummheit manchmal besser fickt als alle schlaue Arroganz.

Die drei Sprachen

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Sohn. Der Sohn war kein Genie, eher so ein Typ, der schon beim Zählen von Münzen durcheinander kam. Der Vater schickte ihn deshalb raus in die Welt: „Lern was, sonst bist du für immer ein Idiot.“

Also zog der Junge los.

Bei seinem ersten Lehrer kam er nach einem Jahr zurück und sagte stolz: „Ich hab gelernt, die Sprache der Hunde zu verstehen.“

Der Vater schlug sich vor die Stirn. „Hundesprache? Willst du mich verarschen? Ich zahl Geld, und du lernst bellen?“ Er schickte ihn wieder weg.

Beim zweiten Lehrer lernte er nach einem Jahr die Sprache der Vögel. Er kehrte zurück: „Papa, ich verstehe jetzt, was die Spatzen, Krähen und Tauben quatschen.“

Der Alte kotzte fast. „Noch schlimmer! Jetzt hörst du den ganzen Tag Gezwitscher. Versager!“

Also ein drittes Mal los. Nach einem Jahr kam der Junge heim: „Ich kann jetzt auch die Sprache der Frösche.“

Der Vater brüllte: „Genug! Du bist dümmer als ein Sack Kartoffeln. Ich verstoße dich. Hau ab!“

So landete der Junge allein auf der Straße. Er wanderte herum, hungrig, bettelnd. Aber weil er Tiere verstand, bekam er Dinge mit, die andere nie hörten.

Eines Tages hörte er Hunde bellen: „Da liegt eine Leiche unter der Erde, nicht richtig begraben.“ Er erzählte es den Leuten, sie gruben nach – tatsächlich, da war die Leiche. Er bekam als Dank Geld.

Ein anderes Mal hörte er Vögel zwitschern: „Der König wird bald sterben, weil niemand ihm sagt, was er tun soll.“ Er ging hin, erzählte es, der König kam davon, der Junge bekam noch mehr Geld.

Und schließlich, an einem See, hörte er Frösche quaken: „Die Prinzessin muss bald heiraten, aber sie wartet auf den Richtigen.“
Er grinste. „Dann bin ich wohl dran.“

Und so kam's, dass der vermeintlich dumme Junge, den sein Vater verstieß, mit Hund, Vogel und Frosch quatschend durchs Leben zog, Rätsel löste, Katastrophen abwendete – und am Ende die Prinzessin kriegte, samt halbem Reich und einem Haufen Wein im Keller.

Der Vater kam angekrochen, jammernd: „Verzeih mir, Sohn.“
Der Junge trank seinen Becher leer und sagte: „Fick dich, Alter. Hättest mal auf die Hunde gehört.“

Die kluge Else

Es war einmal ein Mädchen, das hieß Else. Man nannte sie „klug“, aber das war so ironisch gemeint wie wenn du den Dorftrottel „Professor“ rufst. Else konnte reden, konnte denken – aber alles zu Tode, bis kein Schwein mehr wusste, was Sache war.

Eines Tages schickten ihre Eltern sie in den Keller, Bier zu holen. Sie stapfte runter, sah oben an der Wand einen rostigen Hammer hängen, genau über'm Fass. Else fing an nachzudenken: *„Wenn ich mal heirate, krieg ich vielleicht ein Kind. Und wenn das Kind groß wird, könnte es in den Keller geschickt werden, um Bier zu holen. Und dann – zack – fällt der Hammer runter, schlägt ihm den Schädel ein. Dann ist das Kind tot. Alles meine Schuld. Ach Gott, wie schrecklich!“*

Else setzte sich auf den Fassdeckel und heulte los, Rotz und Wasser, als wär das Drama schon passiert.

Oben warteten die Eltern. „Wo bleibt das Bier?“ Sie schickten ein Dienstmädchen runter, die sah Else sitzen, tränenüberströmt. „Was ist los?“ Else erzählte die ganze idiotische Story mit Hammer, Kind und Todesgefahr. Die Magd heulte mit.

Dann kam der Knecht runter, dann die Nachbarn, dann die halbe Straße. Alle hockten da, jammerten und heulten über das hypothetische tote Kind, das noch nicht mal geboren war. Oben saßen die Eltern und sagten: „Das ist unsere kluge Else – denkt halt immer ein bisschen weiter.“

Schließlich kam Hans vorbei, ein junger Kerl, der eine Frau suchte. Er hörte die Story, sah Else da sitzen, wie sie mit verquollenen Augen heulte, und dachte: „Die ist klug – die denkt nach.“ Er heiratete sie.

Aber das Glück hielt nicht. Hans merkte schnell, dass Else nicht klug war, sondern eine nervige Denkerin, die alles so lange zerkaut, bis keiner mehr Bock auf Leben hatte. Eines Tages schickte er sie aufs Feld, Rasen mähen. Else schnitt die Halme so lang, dass sie nicht taugen. Hans schimpfte, also schnitt sie sie zu kurz. Alles Mist. Hans rief: „Du bist ja dümmer als die Ochsen!“

Da dachte Else: „*Vielleicht bin ich gar nicht Else. Vielleicht bin ich wer anders. Vielleicht bin ich gar nicht hier.*“ Und irgendwann rannte sie wie irre durchs Dorf, suchte sich selbst, fragte alle: „Bin ich die kluge Else?“ Die Leute glotzten, lachten, riefen: „Nee, du bist's nicht.“

Else lief davon, immer weiter, immer tiefer in die Nacht, bis keiner mehr wusste, wohin. Wahrscheinlich irgendwo verreckt, mit ihren Gedanken allein, im Graben, den Mond anheulend.

Der Schneider im Himmel

Es war einmal ein Schneider. Kein Held, kein König, nur so ein abgeranzter Fadenficker, der den ganzen Tag Hosen flickte und Knöpfe annähte, und der nachts davon träumte, was Besseres zu sein.

Eines Abends starrte er in den Himmel, blau wie ein vollgesoffenes Auge, und dachte: „*Scheiß drauf, da oben wär ich besser dran. Im Himmel. Unter den Heiligen, den Engeln. Da geb ich den Großen den Ton an.*“

Also stapfte er los, ganz ohne Plan, so wie einer nach drei Bier sagt: „Ich geh jetzt auf Weltreise.“ Er stieg und kletterte, stolperte, lallte, bis er tatsächlich an die Himmelspforte kam. Petrus, der alte Türsteher Gottes, stand da – ein griesgrämiger Typ, der aussah, als hätte er seit 2000 Jahren keinen ordentlichen Rausch mehr gehabt.

„Was willst du, Schneiderlein?“

„Rein, Party mitmachen. Ich hab's verdient.“

Petrus kratzte sich am Bart. „Eigentlich nicht. Aber Gott ist gerade beschäftigt, also meinetwegen – aber keine Faxen.“

Drinne: goldene Hallen, alles weiß, alles Licht. Die Engel schwirrten rum, so unschuldig, dass man vom Hingucken schon einen Kater kriegte. Heilige in langen Gewändern, Heiligenscheine, Hosanna-Gesänge – die ganze Überdosis. Der Schneider grinste und dachte: „*Geil, endlich bei den VIPs.*“

Aber er konnte natürlich nicht die Klappe halten. Bald fing er an, sich überall einzumischen, so wie ein Betrunkener in einer fremden Runde. Er mischte sich bei der Engelsküche ein, bei den Gebeten, bei der Sitzordnung.

Und dann kam's dick: Der liebe Gott hatte gerade einen freien Stuhl im Kreis der Richter – die, die über die Welt wachen sollten. Der Schneider quatschte sich rein, setzte sich hin und machte auf dicke Hose.

Er sah auf die Erde runter, sah Bauern, die schufteten, Kinder, die heulten, Frauen, die buckelten, und statt Mitleid dachte er: „*Alles Trottel. Ich bin hier oben, also bestimme ich.*“

Doch dann fiel ihm sein altes Laster ein: Er konnte nicht ohne Futter. Und eines Tages, während die Heiligen weise taten, schlich er in den Garten und riss sich einen Apfel vom Baum, der eigentlich tabu war. „Nur einer“, dachte er. Aber einer wurde zwei, dann drei.

Die Engel merkten's, Petrus brüllte: „Der Schneider frisst uns die heiligen Äpfel weg!“

Gott kam, sah den Sauhaufen, und seine Stirn zog sich zusammen wie ein Gewitter. „Raus mit dem Kerl. Zurück auf die Erde. In den Himmel kommen nur, die's verdient haben. Und ein Gierschlund mit Nadel und Faden gehört nicht dazu.“

Also packten sie ihn, schmissen ihn raus wie einen besoffenen Gast, der die Theke vollgekotzt hat. Er fiel, und beim Aufschlag war er wieder Schneider. Keine Krone, kein Glanz, nur wieder Nadel und Faden, Ruß und Hunger.

Und alle Engel oben lachten: „Der dachte, er könnte hier bleiben. Ein Schneider im Himmel – was für’n Witz.“

Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack

Es war einmal ein Schneider. Kein guter, kein schlechter – einfach einer, der zu viele Kinder hatte und zu wenig zu fressen. Also schickte er seine drei Söhne los, „lernt was Ordentliches, bringt was heim oder verreckt unterwegs, mir egal.“

Die Jungs stapften los, einer nach dem anderen, und jeder kam mit irgendeinem abgefuckten Wunderding zurück.

Der Erste heuerte bei einem Tischler. Jahrelang schufteten, sägen, schleppen. Am Ende bekam er als Lohn ein kleines Tischchen. „Sag einfach *Tischchen, deck dich!* – und es spuckt dir alles hin: Braten, Wein, Brot, Kuchen. Mehr als jedes All-inclusive-Buffet.“

Der Junge zog los, stolz wie ein neuer Lottogewinner. Auf dem Heimweg landete er in ’nem Wirtshaus. Der Wirt, so ein fettiger Bastard mit Gier im Gesicht, sah das Wunder und dachte: *Das Ding ist jetzt meins.*

In der Nacht tauschte er das Zaubertischchen gegen ein normales aus. Am Morgen brüllte der Junge stolz: „Tischchen, deck dich!“ – aber nix passierte. Nur ’n leerer Tisch. Lächerlich. Der Vater lachte ihn aus und prügelte ihn aus dem Haus.

Der Zweite lernte Müller. Bekam als Lohn einen Esel. Nicht irgendeinen, sondern einen, der, wenn man *Bricklebit* rief, Goldstücke aus dem Arsch schießt. Genial: ein Goldesel, der kackt wie ein Bankautomat.

Natürlich wieder das gleiche Spiel. Stolz zog der Junge heim, wieder kehrte er in die gleiche Abzocker-Kneipe ein, zeigte die Sauerei, der Wirt sah’s, grinste und klaute auch den Esel. Am Morgen stand da nur ein gewöhnlicher Grauschimmel, der stankte wie jeder Esel. Der Vater, wieder enttäuscht: „Noch so’n Versager.“

Dann kam der Dritte. Der war beim Drechsler gewesen. Als Lohn bekam er ’nen simplen Sack mit einem Knüppel drin. Klingt nach Scheißdeal. Aber wenn er „Knüppel, heraus!“ rief, sprang der Knüppel raus und verdrosh alles, was im Umkreis von zwei Metern atmete – bis man „Knüppel, in den Sack!“ schrie. Der Junge stapfte heim, auch durch die Wirtshölle. Wieder der gierige Wirt: „Zeig mal, was du hast.“ Der Junge grinste. „Gern.“ „Knüppel, heraus!“

Und das Ding prügelte den Wirt, die Knechte, die ganze verdammte Schenke zu Brei. Tische krachten, Bierfässer rollten, und am Ende lag der Wirt heulend da, Rippen kaputt, Zähne locker. Er flehte: „Hör auf, ich geb dir alles zurück! Tischchen, Esel, nimm sie, aber hör auf!“

Der Junge nahm die Beute, brachte Tischchen und Esel heim. Der Vater jubelte, stopfte sich voll bis zum Platzen, während der Esel Gold auf den Boden kackte, und alle sagten: „Der Schneider hat endlich ausgesorgt.“

Daumesdick

Es war einmal ein Bauernpaar, die hatten nix außer Arbeit und abends müde Knochen. Keine Kinder, keine Hoffnung. Sie jammerten: „Wenn wir nur ein Kind hätten, und wär’s auch nicht größer als ein Daumen.“ – Zack, da kam die Ironie des Lebens um die Ecke: Else gebar tatsächlich einen Jungen, so klein, dass er locker in ein Bierglas gepasst hätte. Ein Winzling, aber mit ’ner Fresse wie ein Großer.

Alle nannten ihn Daumesdick. Die Leute lachten: „So ’n Zwerg taugt zu nix.“ Aber der kleine Bastard war nicht dumm. Er war frech, zäh und hatte ’ne große Klappe. „Ihr Wichser, ich beweis euch, dass man auch als Mini was reißen kann.“

Eines Tages wollte der Vater Holz holen. „Ich spann die Pferde an,“ sagte Daumesdick. Alle lachten. Aber er kletterte ins Ohr vom Gaul, schrie da drin rum wie ein besoffener Dirigent, und tatsächlich zog das Pferd los. Das Dorf glotzte, rief: „Wahnsinn!“ – und schon kam ein paar fette Händler an: „So einen brauchen wir! Verkaufen Sie uns den Kleinen, Bauer. Wir zahlen Gold!“ Der Alte, geldgeil wie immer, dachte nicht lange nach: „Deal.“

Die Händler packten Daumesdick, aber der Kleine war nicht zu fassen. Kaum saßen sie im Gasthaus, kroch er aus der Tasche, quatschte die Gäste von unter’m Tisch voll und verschwand lachend in einem Mauselloch. Die Händler standen da, betrogen und besoffen, und der Kleine rief von irgendwoher: „Ihr seid zu blöd für mich, ihr Penner!“

Seine Abenteuer waren alles andere als Kinderkram. Einmal landete er im Magen einer Kuh, schwamm in Magensäure, schrie raus: „Holt mich hier raus, ihr Arschlöcher!“ – bis der Bauer die Kuh schlachtete und Daumesdick wieder aus dem Kadaver krabbelte, stank wie Hölle, aber lebendig.

Dann verschluckte ihn ein Wolf. Und der Wolf dachte: „Endlich hab ich den Nervenzweig erledigt.“ Aber Daumesdick plärrte im Bauch so lange rum, dass der Wolf sich verriet. Am Ende wurde er aufgeschnitten, und der Kleine krabbelte raus, wieder unverwüstlich, wieder grinsend.

Und jedes Mal kam er heim, dreckig, stinkend, aber lebendig. Die Eltern, die ihn verkauft, verloren, begraben glaubten, standen nur da, baff wie nach 'nem Vollrausch.

Daumesdick setzte sich auf den Tisch, trank aus dem Becher seines Vaters und sagte: „Seht ihr? Klein sein heißt nicht nix sein. Ich bin vielleicht nur 'n Daumen groß – aber ihr werdet mich nie los. Ich hab mehr Eier im kleinen Finger, als ihr in euren fetten Ärschen.“

Die Hochzeit der Frau Füchsin

Es war einmal ein alter Fuchs, ein ganzes Stück Leben auf dem Buckel, schlau, aber mit grauen Haaren am Schwanz und stinkendem Atem. Seine Frau, Frau Füchsin, war so eine, die gern hofiert wurde. Eines Tages lag der alte Sack tot im Bau – Herzschlag, Suff, vielleicht auch nur Pech. Da saß die Witwe nun, schluchzte ein bisschen und dachte sofort: *„Scheiß drauf, ich brauch 'nen neuen Kerl. Am besten einen, der besser riecht und länger steht.“*

Also schickte sie ihre Magd, die Katze, raus. „Schau, ob's einen Fuchs gibt, der mich will. Aber er muss was Besonderes haben – mindestens neun schöne Schwänze.“

Die Katze rannte los, fand einen ersten Fuchs. „Hast du neun Schwänze?“

„Nur einen.“

„Vergiss es.“

Nächster Fuchs, zwei Schwänze. „Nicht genug.“

Und so ging das Spiel weiter. Acht Füchse später, alle voller Hoffnung, alle rausgekickt, weil sie nicht genug Schwänze hatten. Frau Füchsin saß im Bau und tat auf Diva, als wär sie die verdammte Königin vom Wald.

Endlich kam einer mit neun prächtigen Schweifen, glänzend, gepflegt, wie aus dem Salon. Die Katze brachte ihn heim. Frau Füchsin tat kurz bescheiden, aber innerlich dachte sie: *„Genau so einen brauch ich. Der kann mich wärmen, und der Rest ergibt sich.“*

Sie feierten Hochzeit, luden alle Tiere ein – Säufer, Schmarotzer, alles, was im Wald rumkroch. Gesoffen wurde wie auf 'nem Freitagabend im Rotlichtviertel:

Bier, Schnaps, Apfelwein. Am Ende torkelten sie alle durch den Wald, und Frau Füchsin grinste breit – Witwe am Morgen, Braut am Abend.

Doch hier kommt der Clou: In einer anderen Version war der alte Fuchs gar nicht tot. Er hatte sich nur versteckt, wollte seine Frau testen. Als er hörte, dass sie schon den nächsten heiratete, sprang er raus, verfluchte die Schlampe und jagte die ganze Bande aus dem Bau. Frau Füchsin hockte da, blamiert bis auf die Knochen.

Die zwölf Jäger

Es war einmal ein Prinz, der hatte eine Braut. Hübsch, schlau, ein bisschen zu brav vielleicht, aber er liebte sie. Doch dann starb sein Vater, der alte König, und der Hofstaat fing sofort an zu quatschen: „Such dir ’ne richtige Königin! Nicht so eine, die du liebst, sondern eine, die Status hat, Titel, Bling-Bling.“ Und wie’s halt läuft, wenn man zu viel säuft und zu wenig Eier hat: der Prinz knickte ein. Er ließ seine Liebste sausen und verlobte sich mit einer anderen, die reicher war und kälter guckte als ein Stück Tiefkühlfisch.

Die erste Braut aber war nicht blöd. Sie zog sich Männerklamotten an, griff sich elf Freundinnen, die das gleiche taten, und sagte: „Wir sind jetzt Jäger, verdammt nochmal. Wenn mein Prinz meint, er kann mich wegwerfen – dann steh ich halt mit ’nem Gewehr in seiner Bude und schau, was passiert.“ Also zogen die zwölf Frauen als Männer verkleidet los, rauften sich Bärte an, liefen wie Kerle und wurden tatsächlich als Jäger am Hof angestellt.

Der Prinz merkte nix. Blind wie alle Typen, wenn die Alte sich ein bisschen anders schminkt.

Eines Tages bekam er ein komisches Gefühl. Er testete die Jäger, indem er ein paar Blumen vor ihnen ausschüttete. Wenn’s Kerle wären, hätten sie die Blumen ignoriert. Aber die „Jäger“ bückten sich und schnupperten wie Weiber am Marktstand.

Da schwante ihm was.

Dann kam die große Probe: ein Löwe im Käfig. Der Löwe wusste angeblich alles. „Sag mir, ob das Männer oder Frauen sind.“

Der Löwe brüllte: „Das sind Weiber, du Idiot.“

Aber der Prinz traute dem Vieh nicht, ließ ihm die Krallen stutzen und die Zähne ziehen, bis es nur noch aussah wie ’ne zahnlose Katze. „So, jetzt bist du still.“

Doch dann kam's dicker: Der Prinz bekam die Nachricht, dass seine erste Braut krank darniederlag. Er rannte zu ihr – und siehe da: Sie lag da, nicht mehr als Jäger verkleidet, sondern als die Frau, die er einst liebte. Er erkannte, wie sehr er sie noch wollte. Die neue Verlobte wurde fallen gelassen wie 'ne leere Bierdose.

Und die erste Braut, die verkleidete Jägerin, stand auf, warf die Männerklamotten weg, und der Prinz fiel ihr in die Arme. Hochzeit, Wein, Gelächter.

Die elf Freundinnen? Wieder in Frauenkleidern, zurück ins Leben, alle mit Kater vom vielen Saufen.

Die drei Glückskinder

Es war einmal eine arme Frau, die hatte drei Söhne. Keine Zukunft, kein Plan, nur die Hoffnung, dass das Leben irgendwann mal nicht so beschissen sein würde. Eines Nachts träumte sie von Gold – von drei Kindern, die das Glück gepachtet hätten. Am Morgen grinste sie und sagte: „Ihr seid Glückskinder. Euch passiert nur Gutes.“

Klingt schön, war aber natürlich Schwachsinn.

Die drei Jungs wuchsen heran, mit Hunger im Bauch und Dreck an den Füßen, aber sie hatten tatsächlich Glück im Arsch. Jeder von ihnen zog irgendwann los, um sein Glück zu suchen.

Der Erste stolperte in den Wald, fand 'nen Brunnen. Darin saß ein Frosch, so fett und hässlich, dass er wie ein alter Biertrinker wirkte. „Zieh mich raus,“ quakte er, „dann sollst du Glück haben.“

Der Junge zog ihn raus, und zack – der Frosch verwandelte sich in 'ne Prinzessin. Schloss, Wein, Vögel zwitschern, alles vom Feinsten. Der Kerl grinste: „Na also.“

Der Zweite wanderte übers Feld, sah einen Baum mit goldenen Äpfeln. Alle hatten's versucht, keiner konnte sie pflücken. Er griff hoch – bumm, lagen sie in der Hand. Goldregen, alle klatschten, er wurde reich wie ein korrupter Politiker.

Der Dritte, der Dümme, lief so lange rum, bis er in eine Räuberhöhle stolperte. Statt dass sie ihn abmurksen, stolperten die Kerle über sich selbst, und er kam mit einem Sack voll Gold raus. Kein Plan, kein Können, nur Glück.

Am Ende standen sie alle drei beim König. Der guckte die Burschen an, hörte ihre Geschichten und dachte: „Scheiße, die sind alle glücklicher als ich, und ich sitz hier auf'm Thron.“ Also wollte er ihnen Fallen stellen, sie ins Verderben schicken. Aber egal, was er tat – sie hatten immer Glück. Pferde stolperten, Bösewichter schliefen ein, Brücken hielten, wo sie brechen sollten. Alles lief wie im Rausch.

Am Ende mussten selbst die Neider einsehen: Diese drei haben mehr Glück als Verstand. Jeder hockte auf seiner Burg, besoff sich an seinem Gold, fickte seine Prinzessin und grinste wie ein Idiot.

Allerleirauh

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau, die war schön, klug – kurz: zu gut für ihn. Natürlich starb sie viel zu früh. Der König blieb zurück, voll Hass auf's Schicksal und geil auf Ersatz. Er schwor, nur eine Frau zu nehmen, die genauso schön sei wie die Tote. Pech für ihn: außer seiner eigenen Tochter kam keine ran.

Ja, richtig gelesen: Inzest deluxe.

Der Hofstaat war entsetzt, die Tochter kotzte innerlich, aber der König ließ sich nicht bremsen. „Ich will dich heiraten,“ brüllte er, und alle Berater standen daneben wie feige Säcke, unfähig, ihm die Krone von der Birne zu schlagen.

Die Prinzessin, schlau genug, nicht offen nein zu sagen, verlangte drei Kleider: eins wie die Sonne, eins wie der Mond, eins wie die Sterne. Dazu einen Mantel aus allen möglichen Tierfellen – von Katze bis Ratte, von Wolf bis Eichhörnchen. Sie dachte: „*Das schafft er nie.*“

Aber der König, besessen und krank im Kopf, brachte alles. Die Kleider glänzten, der Mantel stank nach totem Zoo.

Da packte die Prinzessin ihre Juwelen, steckte die Kleider in eine Nusschale (frag nicht wie) und zog den Mantel an. Dann haute sie ab, durch den Wald, in die Fremde. Sie rannte, fiel, stand wieder auf – wie eine, die der Teufel im Nacken jagt.

Schließlich kam sie an einen fremden Hof. Niemand erkannte sie unter dem Fellhaufen. Sie wurde zur Küchenmagd degradiert, „Allerleirauh“ nannten sie sie – weil sie aussah wie ein Streuner mit Pelzkrankheit. Dort schrubbte sie Töpfe, schälte Kartoffeln, fror und roch nach Hund.

Doch jede Nacht schlich sie in ihr Kämmerlein, zog eines ihrer goldenen Kleider an und tanzte wie eine Königin. Niemand ahnte, dass unter dem Gestank eine Prinzessin steckte.

Der junge König dieses Hofes bekam sie irgendwann mit. Erst sah er nur den Fellhaufen in der Küche, dann aber auch die geheimnisvolle Schönheit im Tanzsaal. Er kombinierte nix, weil Männer selten zwei Bilder zusammensetzen können. Aber er wollte sie haben.

Eines Tages fiel ihm die Wahrheit auf, als er in ihre Suppe eine goldene Kette entdeckte – etwas, das nur eine Prinzessin haben konnte. Er stellte sie zur Rede, riss ihr den Mantel vom Leib, und da stand sie: strahlend, in Gold, mit der Würde, die ihr der eigene Vater nehmen wollte.

Der junge König nahm sie zur Frau, nicht aus Mitleid, sondern weil er geil auf ihre Mischung aus Dreck und Glanz war. Und so kam Allerleirauh doch noch zu einem besseren Leben.

Die sieben Raben

Es war einmal ein armer Mann mit sieben Söhnen. Söhne, die fraßen wie Scheunendrescher und stanken wie alte Stiefel. Die Frau brachte irgendwann endlich ein Mädchen auf die Welt – klein, zart, und die Eltern dachten: *„Endlich nicht nur Fresser, endlich mal was Reines.“*

Aber gleich nach der Geburt war das Kind schwach, fast tot. Der Vater brüllte: „Los, Jungs, holt Wasser aus dem Brunnen für die Taufe!“ – und die sieben Rabauken trabten los, mit Krügen, Flaschen, einem Eimer. Nur: sie stritten, rempelten, ließen die Krüge fallen, machten Blödsinn. Als sie endlich am Brunnen waren, ging alles schief, die Gefäße rollten ins Wasser, zerbrachen oder kippten um. Kein Tropfen kam heim.

Der Vater, schon immer mit kurzem Geduldsfaden und mehr Bier im Kopf als Vernunft, brüllte: „Ihr verdammten Nichtsnutze! Ich wünschte, ihr wärt allesamt Raben!“ – und zack, das Schicksal nahm ihn wörtlich. Die sieben Jungs verwandelten sich in schwarze Vögel, flatterten davon, krächzend, und verschwanden im Himmel.

Die kleine Schwester wuchs heran, wusste aber nix von all dem. Eines Tages hörte sie die Dorfleute tuscheln: „Die hat ja mal sieben Brüder gehabt, die sind

jetzt Raben.“ Da platzte es aus ihr raus: *„Dann hol ich sie zurück. Auch wenn ich verrecke dabei.“*

Sie stapfte los, kein Plan, kein Proviant, nur Sturheit. Sie wanderte durch die Welt, bis ihr Füße blutig waren. Sie kam an Sonne, Mond und Sterne. Die Sonne war heiß, brüllte sie an, dass sie fast verbrannte. Der Mond war kalt, gaffte sie an wie ein alter Lustmolch. Die Sterne waren die einzigen, die Mitleid hatten – sie gaben ihr einen Knochen-Schlüssel, mit dem sie das Glasgebirge aufschließen konnte, wo die sieben Raben hockten.

Das Glasgebirge war scharf wie Rasierklingen. Sie schnitt sich die Finger blutig, aber kam rein. Da standen sieben Teller, sieben Becher für die Raben. Sie trank einen Rest daraus, ließ ihren Finger in einen Becher gleiten, Blut tropfte hinein – und genau das war das Zeichen.

Die Brüder kamen heimgeflattert, sahen Blut im Becher, rochen sofort: *„Das ist unsere Schwester!“* Und in dem Moment verwandelten sie sich zurück in Menschen. Sie fielen ihr um den Hals, weinten, lachten, und das Mädchen stand da: klein, vernarbt, aber Siegerin.

Ende: Wieder eine große Familienversöhnung – aber keiner erwähnte, dass der Alte eigentlich schuld war, weil er im Suff seine eigenen Söhne verflucht hatte.

Die Bienenkönigin

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Die zwei Älteren waren so typische Kotzbrocken: großmäulig, eingebildet, hielten sich für Göttergeschenke. Der Jüngste war der sogenannte „Dummling“ – einer, den alle belächeln, weil er mehr Herz als Hirn hatte. Ein sanfter Spinner, der lieber Tieren zuguckte, als Leuten eins auf die Fresse zu hauen.

Eines Tages stapften die Brüder los, „die Welt erobern“, wie sie’s nannten. Unterwegs fanden sie einen Ameisenhaufen. Die beiden Älteren wollten ihn gleich zertreten, „nur zum Spaß, bisschen Massaker“. Aber der Dummling stellte sich davor: „Finger weg, ihr Wichser. Die haben euch nix getan.“ Später kamen sie an einen Teich, voller Enten. Die Brüder wollten die Biester fangen, braten, fressen. Dummling stoppte sie wieder. „Lasst die verdammten

Viecher in Ruhe.“

Noch später: ein Bienenstock, voll Honig. Die Brüder: „Geil, lass uns das Ding ausräuchern, Honig saufen, Bienen grillen.“ Dummling, wieder: „Nein. Lasst sie leben.“

Die Brüder verdrehten die Augen. „Weichei.“ Aber so lief's weiter.

Dann kamen sie zu einem Schloss – riesig, aber totenstill. Verflucht, hieß es. Drinnen lagen Pferde, Menschen, alles versteinert. Nur ein Schild verkündete: Wer drei Aufgaben erfüllt, erlöst das Schloss. Wer's verkackt, wird auch zu Stein.

Die zwei älteren Brüder, voll Hybris, packten's zuerst. Erste Aufgabe: 1000 Perlen der Prinzessin einsammeln, verstreut im Wald. Die beiden rennen los, stolpern, geben auf, und zack – Stein. Fertig.

Dann kam der Dummling. Er suchte, verzweifelt, die Perlen. Und siehe da: Die Ameisen, die er gerettet hatte, schwirrten heran und sammelten die verdammten Perlen für ihn. Alles auf einem Haufen. Aufgabe eins – erledigt.

Zweite Aufgabe: Den Schlüssel zur Kammer der Prinzessin aus dem See holen. Die Enten, die er verschont hatte, tauchten runter, kamen hoch mit dem Schlüssel im Schnabel. Aufgabe zwei – erledigt.

Dritte Aufgabe: Die jüngste Prinzessin von drei schlafenden Schwestern herausfinden. Alle sahen gleich, alle hatten die Augen geschlossen. Aber da summte die Bienenkönigin, die er verschont hatte, und setzte sich auf die Lippen der Jüngsten. Zack – Treffer.

Alles erwachte: Schloss, Leute, Pferde. Die Prinzessin fiel dem Dummling in die Arme, der König übergab die Krone, und die zwei arroganten Brüder blieben als Steinskulpturen am Rand stehen – wie zwei versoffene Trottel, die's verkackt hatten.

Die drei Federn

Es war einmal ein König, alt, grantig und misstrauisch wie ein Kneipenwirt, der glaubt, alle Gäste klauen ihm die Bierdeckel. Er hatte drei Söhne: Zwei waren stark, eingebildet, mit schicken Mänteln und Haaren wie aus der Werbung. Der

dritte hieß einfach „Dummling“. Der Vater hielt ihn für 'nen Depp, 'ne Schande, bestenfalls Deko.

Der Alte wollte sein Reich vererben, aber nicht einfach so. „Ihr sollt mir die beste Decke bringen,“ bellte er. „Wer die Schönste findet, erbt alles.“ Er blies drei Federn in den Wind: Eine flog nach Osten, eine nach Westen, die dritte plumpste direkt vor die Füße vom Dummling. Alle lachten: „Haha, der kriegt nicht mal 'n Spaziergang hin.“

Die Brüder zogen los, plünderten Händler, raubten Schränke, besorgten Stoffe. Der Dummling stapfte seiner Feder nach – die führte ihn in ein Erdloch. Unten hockte eine fette, hässliche Kröte, sah aus, als hätte sie zu viel Schnaps und falsches Botox erwischt. „Was willst du, Kleiner?“ krächzte sie.

„'ne Decke.“

„Na gut.“ Sie rief ihre Töchter – hunderte kleine Kröten, die den Dreck zusammenhockten und eine Decke hervorzauberten, weich, glänzend, schöner als alles, was die Welt je gesehen hat. Dummling nahm sie mit, grinste, während die Brüder mit ihren Lumpen zurückkehrten. Natürlich gewann er.

Aber der König, geizig und unfähig, sich geschlagen zu geben, brummte: „Noch nicht. Bringt mir den schönsten Ring.“ Wieder flogen die Federn, wieder landete die vom Dummling direkt vorm Loch. Er stieg runter, die Kröte grinste, ließ wieder ihre Brut arbeiten – und heraus kam ein Ring, der selbst die Sonne neidisch machte. Dummling siegte wieder, die Brüder starrten wie bekiffte Verlierer.

Der König, noch immer nicht zufrieden, knurrte: „Eine letzte Probe: Bringt mir die schönste Frau.“ Die Brüder zerrten Bauernmädchen ran, halbwegs hübsch, aber voller Angst und Schweiß. Der Dummling? Wieder runter zur Kröte.

Diesmal sagte sie: „Bring mich hoch.“ Er zog sie hoch, und alle dachten: *„Jetzt hat er endgültig verloren – 'ne alte Kröte als Braut!“*

Doch kaum stand sie an der frischen Luft, ploppte die Haut weg – und da stand die schönste Frau, die du dir vorstellen kannst: elegant, glühend, ein Tritt in die Eier für jede Konkurrenz.

Der Dummling heiratete sie, erbte das Reich, und die Brüder schauten blöd aus der Wäsche, als hätten sie gerade alles im Casino verzockt.

Die goldene Gans

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei davon waren die typischen Arschgeigen: großspurig, faul, und immer zu fein für richtige Arbeit. Der dritte war der Dummling, klein, still, von allen verspottet, als wär er nur dafür da, die Prügel abzubekommen.

Eines Tages schickte der Vater die Söhne in den Wald, Holz holen. Die zwei Älteren nahmen Bier und Würste mit, knallten sich voll, schnitten ein bisschen, kamen heim – nichts Besonderes. Der Dummling stapfte mit altem Schwarzbrot los, das stank wie Schimmel.

Unterwegs kam er an einen Bettler. „Gib mir was zu essen,“ quäkte der Kerl. Die Brüder vorher hatten den nur verjagt, „Verpiss dich, du Penner!“ Aber Dummling gab ihm sein gammeliges Brot. Und siehe da: Der Bettler war natürlich ein verkleideter Zauberer. „Danke, Junge. Geh zu dem alten Baum da und hack ihn um. Du wirst dein Wunder finden.“

Dummling hackte, und im Innern des Stammes lag ein Gänschen. Aber nicht irgendeins: eine goldene Gans, jede Feder reines Metall, funkelnd wie die Theke in einer Spielhöhle. Dummling grinste. „Na endlich mal mein Ding.“ Er nahm die Gans und stapfte weiter.

Er kehrte in ein Gasthaus ein. Die drei Töchter des Wirts glotzten auf das Gänschen, gierig wie Säufer auf Freibier. Jede wollte eine Feder stehlen. Doch kaum fassten sie die Gans an, blieben sie kleben – wie Fliegen an der Schnapsflasche.

Dummling marschierte weiter, die drei kreischenden Weiber an der Gans festgetackert. Unterwegs gesellten sich mehr Idioten dazu: ein Pfarrer, der sie befreien wollte – zack, klebte auch fest. Ein Küster, ein Bauer, ein paar Neugierige – am Ende hing eine ganze Prozession Trottel an der Gans. Dummling grinste, marschierte vornweg, und hinten zog sich die Lachnummer durch's Dorf.

Das Ganze kam dem König zu Ohren. Der hatte eine Tochter, so verstockt, dass sie nie lachte. Kein Witz, kein Kitzeln, kein Tanz – die Alte zog immer Fresse. Aber der König schwor: „Wer sie zum Lachen bringt, kriegt sie zur Frau.“ Dummling, der nicht mal wusste, wie man Prinzessin buchstabiert, latschte mit seiner goldenen Gans und dem menschlichen Anhang ins Schloss. Die Prinzessin sah die Szene – vorne der Depp mit dem Gänschen, hinten eine Menschenschlange, kreischend, stolpernd, klebend – und sie brach zusammen vor Lachen. Tränen, Bauchweh, alles.

Damit war die Sache klar: Dummling hatte gewonnen. Der König murrte, aber ein Wort war ein Wort. Er gab die Tochter her.

Und so wurde aus dem belächelten Trottel ein König, nur weil er Brot geteilt hatte und mit einer goldenen Gans durch die Gegend stapfte.

Der gestiefelte Kater

Es war einmal ein Müller, der starb und verteilte sein armseliges Zeug an die drei Söhne. Der Älteste erbte die Mühle, der Zweite den Esel. Und der Dritte? Der bekam den Kater. Ein stinknormales, struppiges Vieh.

Der Junge heulte: „Was soll ich mit ’ner verdammt hässlichen Katze? Soll ich sie kochen oder mir den Schwanz als Schal umhängen?“

Doch die Katze stand plötzlich da, reckte sich, gähnte und sprach: „Keine Panik, Chef. Besorg mir Stiefel, und ich mach dich reich.“

Klar, der Junge dachte, er halluziniert. Aber er hatte eh nix zu verlieren. Also ließ er dem Kater schicke Lederstiefel machen. Und da begann die Show.

Der Kater war kein normales Haustier, er war ’n Bastard mit Köpfchen. Clever wie ein Trickbetrüger, kalt wie ein Kredithai. Er fing Hasen, Rebhühner, Rehe – und brachte sie dem König, immer mit den Worten: „Von meinem Herrn, dem Grafen von Carabas.“ Der König grinste, fett und gierig, dachte: „*Aha, reicher Adeliger.*“

Der Müllerssohn, mittlerweile „Graf von Carabas“ genannt, saß nur da und ließ sich von der Katze die Karriere aufbauen.

Irgendwann kam die Königsfamilie zur Lustfahrt. Der Kater flüsterte seinem Herrn: „Zieh dich aus und spring in den Fluss.“ Der Junge dachte, der spinnt – tat’s aber. Da schrie der Kater: „Hilfe! Mein Herr, der Graf von Carabas, wird beraubt!“

Die Königskutsche hielt, die Wachen zogen den halbnackten Müllerssohn raus, wickelten ihn in feine Kleider. Die Prinzessin sah ihn, und weil Frauen in Märchen selten einen Typen mit Charakter brauchen, sondern nur ein hübsches Gesicht, verliebte sie sich sofort.

Der Kater rannte währenddessen durchs Land, bedrohte Bauern: „Wenn der König fragt, wem die Felder gehören – sagt: Graf von Carabas. Sonst hack ich euch die Kehle durch.“ Die Bauern, verängstigt, nickten.

Schließlich kam der Kater zum Schloss eines reichen Zauberers. Der Typ war mächtig, stolz, und angeberisch. „Ich kann mich in jedes Tier verwandeln,“ prahlte er. „Hund, Elefant, Löwe.“

Der Kater grinste. „Aber in 'ne kleine Maus? Das kannst du nicht.“

Der Zauberer, geil auf Angeberei, verwandelte sich sofort in 'ne Maus. Zack – der Kater sprang, packte ihn, biss zu, Blut, Ende.

Damit hatte der Graf von Carabas ein Schloss, Ländereien, alles. Der Kater präsentierte es dem König, der dachte: „Der Junge ist reicher als ich.“ Er gab ihm die Prinzessin zur Frau.

So wurde aus dem Müllerssohn ein König, aus einer Katze ein Ministerpräsident – und aus Armut wurde Macht, nur durch Lügen, Bluff und kalte Tricks.

Der Hund und der Sperling

Es war einmal ein Hund. Nicht mehr jung, nicht mehr stark, eher so ein abgeranzter Köter, den sein Herr rausgeworfen hatte, weil er nix mehr taugte zum Jagen. Knochen standen raus, Flöhe hüpfen Samba, und Hunger nagte an seinen Eingeweiden. Er trottete über die Landstraße, halb tot, halb scheißegal.

Da kam ein Sperling. Klein, frech, nervig. „Hey, Kumpel,“ zwitscherte der Spatz, „komm mit mir, ich besorg dir Futter.“ Der Hund dachte: „*Was soll mir 'n Spatz schon bringen? Aber besser als hier verrecken.*“ Also trottete er hinterher.

Der Sperling flatterte in eine Stadt, in 'ne Bäckerei, stibitzte Brotkrumen, warf sie dem Hund hin. Dann ging's weiter zum Metzger, der Spatz pickte Fleischreste, ließ sie fallen. Der Hund fraß sich satt, leckte sich das Maul und dachte: „*Nicht schlecht, so 'n gefiederter Kleinkrimineller.*“

Am Abend lag der Hund schnarchend am Straßenrand. Da kam ein Bauer mit seiner Kutsche angerollt. Der Sperling sah, dass der Bauer dem Hund überrollen würde. Also schrie er: „Ey, Bauer, pass auf, sonst beiß ich dir die Augen raus!“ Der Bauer lachte, peitschte die Pferde an, fuhr den Hund einfach platt. Knochen knackten, der Hund jaulte einmal – tot.

Der Sperling drehte durch. „Du Wichser! Das zahlst du!“

Er flog auf den Wagen, hackte dem Pferd ein Auge aus. Das Vieh scheute, Wagen kippte, das Rad krachte. Der Bauer fluchte. Der Sperling hackte das

zweite Pferd, dann die Fratzen, immer wieder, bis das Ding in Trümmern lag. „Genug!“ brüllte der Bauer, griff nach dem Spatz. Doch das Mistvieh war schneller, flatterte ins Feld, hackte sein Korn nieder, pickte die Saat. Die Ernte ging zugrunde.

Der Bauer, voller Hass, schwor: „Dich krieg ich!“ Er lief heim, holte die Axt. Der Sperling hockte auf dem Dachfirst, frech: „Hier bin ich, du Depp!“ Der Bauer warf die Axt – verfehlte, traf sein eigenes Dach, Loch drin. Wutendbrand holte er die Sense, rannte aufs Feld, hackte, schlug, aber der Spatz wich aus. Der Bauer schwitzte, tobte, stolperte, fiel.

Ende vom Lied: Der kleine Sperling ruinierte dem Bauern alles – Hof, Ernte, Ehre. Am Ende hockte der Bauer keuchend im Dreck, gebrochen, und der Spatz kreiste über ihm, schrie: „Das ist für meinen Hund, du Bastard!“

Und wenn er's nicht glaubt – dann sitzt der Sperling noch heute irgendwo auf 'nem Straßenschild und lacht über alle, die glauben, sie könnten tun, was sie wollen, ohne dass jemand zurückbeißt.

Der Frieder und das Katherlieschen

Es war einmal ein Typ, der hieß Frieder. Kein Held, kein König, einfach nur so ein armer Teufel, der dumm genug war, sich in eine Frau zu verlieben, die so hirnlos war, dass man sie für ein schlechtes Experiment hätte halten können. Sie hieß Katherlieschen – und wenn man sie in drei Worten beschreiben wollte: süß, dämlich, zerstörerisch.

Frieder dachte, mit ihr würde das Leben wenigstens lustig. Falsch gedacht.

Die beiden heirateten. Gleich am ersten Tag schickte er sie los, Bier zu zapfen. Katherlieschen aber dachte: „*Ich will nicht, dass der Krug bricht.*“ Also ließ sie das Fass einfach laufen, bis der ganze Keller schwamm wie ein Saufteich. Als Frieder runterkam, stand sie mitten im Schaum, grinste und meinte: „Schau mal, ist das nicht gemütlich?“

Frieder brüllte, Katherlieschen weinte, sie vertrugen sich. Am nächsten Tag wieder was: Sie sollte Butter machen. Stattdessen schüttelte sie die Milch so lange in der Hand, bis sie den ganzen Krug zerdepperte. Kein Butter, kein Milch, nur Scherben und Gestank.

Noch später: Frieder sagte, sie solle Korn mahlen. Sie rannte mit dem Sack zum Feld, streute das Getreide auf den Weg, weil sie dachte, der Wind würde es mahlen. Alle Hühner, Tauben und Schweine im Dorf hatten 'ne Fressorgie, während sie stolz dastand wie eine Königin: „Siehste, ganz von allein.“

Die Katastrophen häuften sich. Brot verbrannt, Kleider im Brunnen ertränkt, Schweine mit Kuchen gefüttert, und einmal hat sie den eigenen Ehering in die Suppe geworfen, weil sie dachte, das bringt „Glanz“.

Frieder schwitzte, fluchte, soff mehr, um das Elend zu ertragen. Alle Nachbarn lachten: „Die hat ja 'n Goldschatz geheiratet – nur dass er aus Blech ist.“

Doch irgendwie, wie's bei solchen Märchen immer läuft, blieb er bei ihr. Vielleicht, weil Katherlieschen trotz allem lachte, wenn die Hütte brannte. Vielleicht, weil er sich sagte: *„Wenn schon untergehen, dann wenigstens mit Krach.“*

Am Ende war er arm, verschlissen und besoffen. Aber Katherlieschen hüpfte noch immer durchs Haus, machte Dummheiten, lachte wie ein Kind – und genau das war vielleicht das Einzige, was ihn davon abhielt, sich die Kehle durchzuschneiden.

Der alte Sultan

Es war einmal ein Bauer, knauserig wie ein Wirt kurz vorm Feierabend, und der hatte einen Hund. Der hieß Sultan. Früher war er kräftig, hat den Hof verteidigt, Diebe verjagt, den Mond angebellt, bis selbst der Teufel Ruhe gab. Aber die Jahre machten ihn lahm. Zähne locker, Beine zittrig, Augen blind wie nach drei Nächten durchgesoffen.

Der Bauer sah ihn an und dachte: *„Scheiß Vieh, frisst nur noch, taugt nix. Morgen erschieß ich ihn.“*

Die Bäuerin heulte ein bisschen, aber so ist's: wenn du alt wirst und nix mehr bringst, wirst du aussortiert.

Sultan lag da, Herz voll Angst und Wut. Da kam sein alter Kumpel, der Wolf. „Was is', Bruder?“ fragte der. Sultan erzählte vom Plan. Der Wolf grinste: „Kein

Ding. Morgen, wenn du mit'm Bauern draußen bist, schnappe ich sein Kind. Du tust so, als würdest du's retten, dann hält er dich wieder für den Größten.“

So kam's. Am nächsten Tag: der Bauer mit Kind und Hund auf dem Feld. Der Wolf raus, packte den Bengel, Sultan bellte wie irre, stürzte sich drauf, „rettete“ das Gör, und der Bauer stand da, glotzte: „Mein Sultan! Treu wie Gold! Wie konnte ich nur so dumm sein!“ Statt Kugel gab's Streicheleinheiten und 'n doppelten Futtertrog.

Sultan grinste innerlich: „*Danke, Wolf.*“ Aber der Wolf wollte Bezahlung. „Komm, Bruder, heute Nacht lässt du mich in den Stall, und wir reißen ein Schaf.“

Sultan aber, satt und wieder hofiert, dachte: „*Scheiß auf Loyalität. Ich steh jetzt besser da. Wenn ich dich reinlass, bin ich am Arsch.*“

Also bellte er die halbe Nacht, dass der Bauer kam und den Wolf fast mit der Sense zerteilte. Der Wolf flüchtete, blutend, heulend, voller Hass.

„Du Verräter!“ schrie er in den Wald. „Warte nur, alter Hund. Ich krieg dich.“

Einige Tage später stellte er sich draußen auf die Wiese, rief Sultan zum Duell. „Komm raus, du alter Sack. Heute machen wir's klar.“

Sultan, der wusste, er war schwach, jammerte zur Katze: „Hilf mir, sonst reißt der mich in Stücke.“ Die Katze, klein, aber fies, hockte sich auf den Rücken vom Hund. Zusammen trotteten sie los.

Der Wolf lachte: „Was für'n Scheiß-Team. 'n lahmer Köter und 'ne Mieze.“ Aber als die beiden näher kamen, machte die Katze die Augen groß, fauchte, und streckte die Pfote. Von weitem sah das aus wie ein Soldat mit 'nem Messer. Der Wolf bekam Schiss. „Scheiße, der hat Verstärkung!“ Er kniff, jaulte und rannte in den Wald.

Sultan blieb Sieger, einfach, weil er Freunde hatte, die fieser aussahen, als sie waren.

Die sechs Schwäne

Es war einmal ein König, der war auf der Jagd, verirrte sich im Wald und stieß auf eine Hexe, die so alt und runzlig war, dass sie aussah wie eine Kneipentheke nach 40 Jahren Rauch. „Du kommst hier nur raus,“ krächzte sie, „wenn du meine Tochter heiratest.“

Der König, schon halb verhungert, dachte sich: *Scheiß drauf, besser Hexenblut im Bett als als Wildschweinfutter enden.* Also heiratete er die Tochter.

Die Frau war schön, aber innen so kalt, dass du lieber in 'nem Kühlschrank geschlafen hättest. Und sie hatte ein Problem: Der König hatte schon sechs Söhne und eine Tochter. Konkurrenz. Sie hasste Kinder, die nicht aus ihrem Bauch kamen.

Eines Nachts nahm sie Hemdchen, verfluchte sie, und die Jungs verwandelten sich in Schwäne – flatterten kreischend weg. Nur die Tochter, ein Mädchen, blieb verschont, weil sie sich rechtzeitig versteckte. Als der Vater davon erfuhr, tat er, was feige Männer in solchen Märchen immer tun: Er hielt die Fresse und schaute weg.

Das Mädchen aber, jung, verängstigt, schwor: *„Ich hol meine Brüder zurück, auch wenn ich dran verrecke.“*

Sie stapfte los, barfuß, allein, kein Proviant, kein Plan. Unterwegs erschien ihr ein Engel oder was auch immer – vielleicht auch nur ein halluzinierter Vollrausch – und sagte: „Nur so geht's: Sechs Jahre darfst du nicht reden, kein Lachen, kein Weinen, nix. Und in der Zeit musst du Hemden aus Sternblumen für deine Brüder nähen. Erst dann sind sie frei.“

Sechs Jahre Stille. Versuch das mal. Keine Beleidigung, kein Schrei, kein „Fuck you“. Das Mädchen biss die Zähne zusammen und nähte. Hände blutig, Augen voller Tränen, die sie nicht rauslassen durfte.

Natürlich wurde sie irgendwann gefunden – von 'nem König, der sie sah und dachte: *„Die will ich haben.“* Er nahm sie mit, heiratete sie, ohne dass sie ein Wort gesagt hatte. Schweigsam, geheimnisvoll, immer in Lumpen am Nähen – und er dachte, sie sei ein Engel.

Die Schwiegermutter aber – so eine intrigante Ziege – begann zu hetzen: „Die ist Hexe! Schau doch, sie redet nie! Sie näht Zauberhemden! Sie will uns alle umbringen!“

Und der König, der zwar vögeln konnte, aber kein Rückgrat hatte, hörte ihr zu.

Eines nach dem anderen wurden die Kinder, die sie ihm gebor, weggenommen. Man erzählte ihr, sie seien tot, getötet. Sie weinte nicht, schrie nicht, redete nicht – weil sie ihr Schweigen halten musste. Ihr Herz brach, aber sie nähte weiter, blutige Finger, Lippen zugenäht mit Wille.

Schließlich, nach sechs Jahren, sollte sie verbrannt werden. Das Volk tobte, sie stand stumm auf dem Scheiterhaufen, die Hemden im Arm, noch unfertig. Da, im letzten Moment, hörte man das Schlagen von Flügeln. Die sechs Schwäne kamen heran. Sie warf ihnen die Hemden über. Einer nach dem anderen verwandelte sich zurück zu Männern – groß, stark, frei. Nur der Jüngste behielt einen Schwanflügel, weil das Hemd nicht fertig war.

Da verstummte die Menge. Die Wahrheit war raus. Die Intrigen platzten wie schlechte Lügen. Die Schwiegermutter wurde verbannt, die Kinder lebten, die Brüder waren zurück.

Und das Mädchen, das sechs Jahre lang geschwiegen hatte, öffnete endlich den Mund – und was rauskam, war kein Märchenwort, sondern ein Schrei, ein Brüllen, ein: „Fickt euch alle, die ihr mir nicht geglaubt habt.“

Dornröschen

Es war einmal ein Königspaar, das konnte keine Kinder kriegen. Sie beteten, sie weinten, sie fickten – nix. Irgendwann klappte es doch, ein kleines Mädchen wurde geboren. Riesige Feier, Fässer Wein, Schinken bis zum Erbrechen, alle Hofschranzen am Start.

Natürlich mussten die Feen eingeladen werden. Glitzer, Zauber, bla bla. Nur eine von den Alten wurde vergessen. Und die war nicht irgendeine, sondern so eine, die aussieht, als hätte sie 300 Jahre im Suffloch gepennt und dann einer ihr Botox aus der Gosse gespritzt. Sie fühlte sich beleidigt. Statt Blumen zu schenken, knallte sie einen Fluch auf den Tisch: „Die Göre wird sich an einer Spindel stechen und verrecken.“

Alle waren schockiert. Eine jüngere Fee – das übliche Gute-Miene-Gesicht – schwächte es ab: „Okay, sie stirbt nicht, sie pennt nur hundert Jahre. Auch Scheiße, aber immerhin kein Tot.“

Die Kleine wuchs heran, hübsch, brav, wie aus einem Werbeprospekt. Der König verbot alle Spindeln im Reich. Aber wie's halt läuft: Verbotenes zieht an. Mit fünfzehn latschte sie durchs Schloss, fand 'ne alte Frau am Spinnrad. „Was machst'n da?“ – *Stich*. Zack. Blut. Sie fiel um, Augen zu.

Alles im Schloss pennt ein. Küche, Wachen, Hunde, Pferde, alle. Der ganze Laden still. Dornen wuchsen drumherum, dick, schwarz, stachelig wie 'n

Punker-Iro. Wer rein wollte, wurde zerfetzt. Ritter, Abenteurer, halbe Armeen – alle hingen im Gebüsch wie zerrissene Vogelscheuchen.

Hundert Jahre vergingen. Die Leute im Dorf quatschten immer noch: „Da drin liegt ’ne Prinzessin, die pennt.“ Für die meisten nur ’n geiles Gerücht, ’n Mythos, den man beim Saufen raushaut.

Dann kam einer, ’n Prinz – aber kein Held, kein strahlender Ritter, eher so ein Typ, der einfach zu blöd war, Angst zu haben. Die Dornen bogen sich auf, ließen ihn durch. Drinnen alles still, alle starr, als wär die Zeit eingefroren. Er fand die Prinzessin, bleich, schön, aber mehr Leiche als Traum.

Und jetzt kommt der Teil, den die Märchenerzähler schön weichgespült haben. In Wahrheit küsste der Prinz sie nicht romantisch. Er glotzte sie an, unsicher, geil und verwirrt. Schließlich wagte er’s – ein Kuss, feucht, fremd, fast krank. Aber genau da öffnete sie die Augen. Hundert Jahre verpennt, der erste Blick: irgendein Typ mit sabbernden Lippen über ihr.

Sie riss die Augen auf, keuchte, und das ganze Schloss erwachte. Hunde bellten, Köche schrien, die Wachen fielen fast um, als sie plötzlich wieder standen. Und Dornröschen starrte den Prinzen an, als wollte sie sagen: *„Ernsthaft? Dafür hab ich hundert Jahre gepennt?“*

Natürlich heirateten sie, weil’s so sein muss. Wein, Fresserei, jeder tat, als wär das Happy End. Aber tief drinnen wusste jeder: Das war kein Kuss der Liebe – das war Zufall, Schicksal, oder einfach ein Trottel, der zur richtigen Zeit am richtigen Ort war.

Fundevogel

Es war einmal ein Förster, der fand im Wald ein kleines Kind, allein, verlassen, schreiend. Er nahm es mit nach Hause, und weil das Gör keinen Namen hatte, nannte er es „Fundevogel“. Ja, so einfallsreich war man damals. Der Junge wuchs auf mit der Tochter des Försters, Lenchen. Die beiden klebten aneinander wie zwei besoffene Kumpel an der Theke – unzertrennlich, dumm und unschuldig.

Aber die Försterfrau – die Stiefmutter, natürlich – hasste das. Sie glotzte die zwei an und dachte: *„Diese Kinder gehen mir auf den Sack. Ich will sie loswerden.“* Sie sprach also zu Lenchen: „Morgen, wenn Fundevogel in die

Schule geht, koch ich ihn. Dann essen wir ihn zusammen. Aber du hältst die Fresse.“

Lenchen erstarrte, Herz im Hals, und als sie allein war, rannte sie zu Fundevogel: „Hau ab, Bruder, sie will dich kochen und auffressen!“

Fundevogel starrte sie an, so wie einer, der gerade erfahren hat, dass das Leben nicht Märchen, sondern Metzgerei ist. „Dann hauen wir ab,“ sagte er. Und in der Nacht flohen sie.

Die Stiefmutter kochte vor Wut, als sie's merkte. Sie schickte ihre Knechte hinterher. Doch die Kinder verwandelten sich – zuerst in ein Rosenstöckchen und einen Rosenknospenring. Die Knechte kehrten leer zurück.

Die Alte brüllte, schickte neue Leute. Diesmal verwandelten sich die Kinder in eine Kirche und einen Kronleuchter. Wieder nix.

Beim dritten Mal wurden sie zu einem Teich und einer Ente, die mitten drauf schwamm. Die Knechte glotzten, dachten: „*Was zum Teufel?*“ – und kehrten wieder zurück.

Die Stiefmutter tobte, riss sich die Haare, und am Ende platzte sie fast vor Hass. Die Kinder aber blieben frei, unzertrennlich, irgendwo draußen, fern vom Wahnsinn des Hauses.

König Drosselbart

Es war einmal ein König, der hatte 'ne Tochter, schön wie ein Sonnenuntergang – und genauso kalt und arrogant. Jeden Prinzen, der um sie warb, machte sie zur Lachnummer. „Der ist zu fett.“ – „Der stottert.“ – „Der hat 'n Gesicht wie ein Kuharsch.“ Und als einer mit krummem Kinn kam, lachte sie: „Haha, sieht aus wie ein Drosselbart!“ – und seitdem hing der Spitzname an ihm.

Der König, ihr alter Herr, hatte irgendwann die Schnauze voll. „Du blöde Gans,“ brüllte er, „wenn du zu fein bist, kriegst du halt den Erstbesten, der hier auftaucht.“ Und weil das Märchen es so wollte, stand natürlich prompt ein Bettler vor der Tür. Ranzig, lumpig, stank nach altem Bier und Schweiß.

„Perfekt,“ sagte der König. „Den heiratest du.“

Die Prinzessin weinte, schrie, flehte, aber half nix. Sie wurde dem Kerl in die Hand gedrückt und abmarschiert.

Das Leben danach? Kein Palast, kein Gold, nur 'ne Bruchbude und ein Ehemann, der sie schufteten ließ. Erst sollte sie spinnen – sie zerstörte das Garn. Dann Töpfe drehen – alles Scherben. Dann flochten die Nachbarn Körbe, sie machte nur Knoten. Am Ende musste sie als Küchenmagd schufteten, Essen klauen und Reste aus der Gosse lecken. Die Prinzessin, die mal jeden ausgelacht hatte, stand nun mit Ruß im Gesicht und träumte von ihrer alten Arroganz.

Eines Tages wurde im Schloss des Königs – ja, ausgerechnet König Drosselbart – Hochzeit gefeiert. Die Ex-Prinzessin musste als Magd mithelfen, Bier tragen, Teller schleppen. Währenddessen spielte die Musik, alle lachten, tanzten, tranken, und sie stand da, zerlumpt, mit leeren Augen.

Da kam er – der Bräutigam, der König selbst, „Drosselbart“. Er grinste. „Na, kennst du mich?“ Sie erstarrte. Da zog er die Maske runter: Er war der angebliche Bettler. Alles war nur ein Test gewesen, ein verdammt mieser Test, um ihr den Hochmut auszutreiben.

Und sie? Sie weinte, fiel ihm vor die Füße, bat um Verzeihung, schwor Demut, schwor Liebe. Und wie's in Märchen läuft, verzieh er ihr und machte sie zu seiner Königin.

Ende, happy. Zumindest offiziell.

Schneeweißchen und Rosenrot

Es waren einmal zwei Schwestern. Schneeweißchen – brav, sauber, fast steril, die, die nie nen Dreckfleck am Kleid hat. Und Rosenrot – wild, unruhig, eine, die lieber im Wald auf die Fresse fliegt, als still im Stübchen zu sticken. Sie lebten mit ihrer Mutter, arm, aber zufrieden, irgendwo im Arsch der Welt.

Die Mädchen waren lieb und nett, zu nett eigentlich. Hilfsbereit bis zur Selbstaufgabe. Jeden Bettler ließen sie rein, jedes Tier wurde gefüttert. Sie waren die Sorte Menschen, die am Ende betrogen, ausgeraubt oder geschlachtet werden, weil sie dachten: „*Ach, die Welt ist doch gut.*“

Eines kalten Winters klopfte ein Bär an die Hütte. Ja, ein scheiß Bär. Die beiden Schwestern, statt zu schreien und die Tür zu verrammeln, machten sie auf. „Komm rein, ist warm.“ Der Bär stapfte rein, schüttelte Schnee und Mief ab, legte sich ans Feuer. Und weil er so gemütlich schnarchte, wurden sie Freunde.

Monatelang kam er immer wieder. Sie kraulten ihn, wärmten sich an ihm. Fast so, als wär er ein Haustier.

Doch der Bär hatte ein Geheimnis. Er war eigentlich ein verfluchter Prinz, aber das verschweigt man halt, wenn man gerade noch Honigreste im Fell kleben hat.

Eines Tages im Frühling sagte er: „Ich muss gehen, mein Schatz ist in Gefahr.“ Die Schwestern heulten, er trollte sich.

Kurz danach trafen die beiden draußen einen Zwerg. Einen richtig miesen Bastard. Bart bis zum Boden, aber Herz schwarz wie verbrannter Schnaps. Er hatte sich in einem Baum festgeklemmt, weil sein Bart in der Spalte hing. Statt „Danke“ keifte er, als die Schwestern ihm halfen.

Beim nächsten Mal hing er mit dem Bart in einer Angelschnur – wieder gerettet, wieder Gemecker. Ein drittes Mal wollte ihn ein Adler wegtragen, sie befreiten ihn, und er keifte: „Ihr macht mir die Klamotten kaputt, ihr dummen Gören!“

Kurz drauf begegneten sie ihm wieder. Diesmal hockte er über seinem Schatz – Gold, Edelsteine, Glitzerscheiße. Und da kam der Bär zurück. Der Zwerg kreischte: „Schlag mich nicht, nimm die Mädchen!“ Aber der Bär fackelte nicht. *Zack*, ein Tatzenhieb, Zwerg tot. Blut, Bart, Ende.

Da verwandelte sich der Bär in seine wahre Gestalt: ein Prinz, schön, reich, so wie’s Märchen es immer will. Er heiratete Schneeweißchen, sein Bruder nahm Rosenrot, und die Mutter saß plötzlich im Palast, schlürfte Wein statt Wassersuppe.

Alle glücklich. Ende.

Die kluge Bauerntochter

Es war einmal ein Bauer, arm wie die Kneipe Montag früh, aber mit einer Tochter, die war so klug, dass sie jeden im Dorf an die Wand reden konnte.

Eines Tages fand der Bauer auf dem Feld ein Stück Gold. Ehrlich wie ein Vollidiot trug er’s zum König, anstatt es unauffällig zu versaufen. Der König, misstrauisch wie immer, fragte: „Woher?“ – „Gefunden.“ Der König: „Lüg nicht.“

Doch er sah die Tochter, hörte, wie sie redete, und dachte: „*Scheiße, die hat's drauf.*“

Später stellte der König die Frau auf die Probe. Er ließ ihr Aufgaben geben, die so hirnrissig waren, dass sie nur ein Genie oder eine Wahnsinnige lösen konnte. Zum Beispiel: „Komm zu mir, aber weder angezogen noch nackt, weder reitend noch zu Fuß, weder auf dem Weg noch daneben.“

Was tat sie? Sie wickelte sich in ein Fischernetz, ritt auf 'nem Esel, der nur halb im Graben lief. Der König glotzte, lachte, dachte: „*Verdammt, die ist cleverer als die Hälfte meiner Ratgeber.*“

Er heiratete sie. Die Bauerntochter wurde Königin.

Aber die Märchenlüge hörte da nicht auf. Denn irgendwann überzog sie's. Sie mischte sich in Dinge, die ihr „als Frau“ – so meinte der König – nichts angingen. Der wurde sauer, schickte sie weg. „Pack dich, aber nimm das mit, was dir am liebsten ist. Sonst nix.“

Was tat die Kluge? Sie kochte ihm einen Wein ein, machte ihn besoffen, und als er im Koma lag, schleppte sie ihn im Karren zu ihrem Vater. Am nächsten Morgen wachte der König auf, verkatert, im Bauernhaus, neben seiner Frau. „Hier bin ich. Du hast gesagt, ich darf das Liebste mitnehmen – und das bist du.“

Der König konnte nix sagen, außer: „Verdammt. Komm zurück.“

Und sie lebten weiter. Glücklich? Wer weiß. Wahrscheinlich genauso wie jeder andere: mit Streit, Wein, Versöhnung, und der ständigen Angst, dass der eine irgendwann sagt: „Jetzt reicht's.“

Der Eisenhans

Es war einmal ein Königreich, in dem im Wald irgendwas nicht stimmte. Jäger gingen rein, kamen nicht zurück. Pferde verschwanden. Einer nach dem anderen verschluckte der Wald, als hätte er Hunger auf Fleisch. Schließlich kam ein letzter Jäger raus, kreidebleich, mit 'ner Geschichte, die nach Schnaps klang: Tief im Sumpf hockte ein wildes, behaartes Scheusal – riesig, voller Dreck, Augen rot, Hände wie Schaufeln. Die nannten ihn bald „Eisenhans“.

Der König, kein Held, sondern nur geil auf Kontrolle, befahl: „Fangt das Vieh.“ Und wirklich – mit ’ner Armee, Netzen, Speeren, banden sie das Biest. Es ließ sich fangen, ohne zu brüllen, ohne Widerstand, einfach nur schweigend, als hätte es die Schnauze voll von allem. Dann sperrten sie’s in einen Käfig mitten im Hof, zur Schau, wie ein Freak im Zirkus.

Der Prinz, Sohn vom König, war neugierig. Wie jeder Bengel, der denkt, er weiß mehr als die Alten. Er ließ aus Versehen den Ball in den Käfig rollen. Wollte ihn wiederhaben. Eisenhans grunzte: „Mach auf, dann kriegst du den Ball.“ Der Junge: „Nee, mein Vater killt mich.“ Eisenhans: „Dein Vater killt dich sowieso irgendwann. Mach auf.“

Also tat er’s. Das Monster trat raus, packte den Jungen und stapfte mit ihm in den Wald.

Und da begann das echte Leben. Keine goldenen Teller, keine Bediensteten. Nur Dreck, Wildnis, Blut. Eisenhans sagte: „Du bleibst bei mir, wenn du überleben willst. Halt dich an die Regeln.“ Und die Regeln waren simpel: kein Scheiß bauen.

Natürlich baute der Junge Scheiß. Eisenhans gab ihm einen Brunnen mit goldenem Wasser: „Pass auf, dass du nichts berührst.“ Der Junge dachte, er sei clever – tauchte trotzdem die Finger rein. Zack, goldene Haare. Eisenhans brüllte: „Du Vollidiot! Wie sollst du in dieser Welt überleben, wenn du nicht mal deine Hände bei dir halten kannst?“

Am Ende schickte er den Jungen fort: „Du bist noch nicht soweit. Geh in die Welt, lern dreckig zu werden.“ Der Junge zog los, landete in einem Königreich als Stallbursche, gedemütigt, ausgelacht – aber sein goldenes Haar glänzte unter der Mütze, wie ein verfickter Heiligenschein.

Dann kam Krieg. Alles ging den Bach runter. Plötzlich tauchte Eisenhans wieder auf, aus dem Schatten, mit einer Armee, die keiner gesehen hatte. „Jetzt, Junge, zeig, ob du gelernt hast.“ Der Prinz ritt in die Schlacht, schlug alles kurz und klein, und wurde zum Helden, weil er das tat, was er im Wald gelernt hatte: fressen oder gefressen werden.

Natürlich kriegte er danach die Prinzessin. So will’s die Märchenlogik.

Aber die Wahrheit? Ohne Eisenhans wär er längst Knochenmehl. Der Wilde, den alle einsperren wollten, war der Einzige, der ihn stark machte.

Der Arme und der Reiche

Es war einmal zwei Typen, Brüder sogar. Der eine arm wie eine Kirchenmaus, der andere reich wie ein Bankdirektor mit Dreck am Stecken. Gleiche Eltern, gleiche Herkunft, aber das Schicksal liebt's halt, den einen zu treten und den anderen mit Gold zuzukacken.

Der Arme wohnte in 'ner Hütte, die eher an 'nen umgekippten Schweinestall erinnerte. Er fraß dünne Suppe, trank Regenwasser und betete jeden Abend, dass morgen irgendwas besser wird – und nichts wurde besser.

Der Reiche dagegen hatte 'ne Villa, Tische voll Braten, Wein in Strömen, und wenn er gähnte, kam schon einer angerannt, um ihm den Arsch abzuwischen.

Eines Tages musste der Arme sein Kind taufen lassen. Kein Geld, kein Essen, kein Pate. Da dachte er: „*Scheiß drauf, ich frag meinen Bruder.*“ Er ging also zur Villa, klopfte, stand da wie ein Bettler. Der Reiche öffnete, schaute ihn an wie einen Straßenköter.

„Was willst du?“

„Bruder, mein Kind soll getauft werden, sei doch Pate.“

Der Reiche lachte kalt: „Du Penner. Ich hab genug eigene Probleme. Verpiss dich.“ Und knallte die Tür zu.

Der Arme stand da, voller Scham, voller Hass, wollte weinen, aber es kam nur Leere. Also stapfte er zurück. Unterwegs traf er jemanden – einen Fremden, arm gekleidet, aber mit Augen, die tiefer brannten als jede Predigt. „Was hast du?“ fragte der Fremde. Der Arme erzählte alles.

„Keine Sorge,“ sagte der Fremde. „Ich werde Pate.“ Und er war kein Geringerer als der liebe Gott höchstpersönlich, der auf Bettlertour war, um zu gucken, wie scheiße die Menschen wirklich sind.

Die Taufe fand statt, schlicht, ohne Glanz, aber auf einmal begann das Leben des armen Kindes sich zu wenden. Es wuchs gesund, stark, klug. Der Arme selbst bekam plötzlich hier und da Hilfe, Brot fiel vom Himmel, Türen öffneten sich. Nicht reich, nicht prunkvoll, aber lebbar.

Und der Reiche? Der hockte weiter auf seinem Goldhaufen, gierig, misstrauisch, einsam. Immer fetter, immer leerer, bis er starb, ohne dass jemand bei ihm war. Kein Herz, kein Gott, nur ein stinkendes Grab mit einem großen Stein drauf.

Der Teufel und seine Großmutter

Es war einmal drei Soldaten, abgeranzt, vom Krieg übriggeblieben wie Kippenstummel nach 'ner Sauftour. Kein Sold, keine Heimat, kein Plan. Sie lungerten rum, wollten abhauen, aber wenn man sie erwischte, gab's Strick oder Kugel. Also hockten sie im Wald, hoffnungslos, bis einer brummte: „*Scheiß drauf, vielleicht kommt der Teufel persönlich und macht uns 'nen Deal.*“

Und wer tauchte auf? Genau. Der Teufel, feist, grinsend, als wär er Wirt hinter der Theke mit drei dummen Gästen. „Jungs,“ sagte er, „ich geb euch Gold. Soviel ihr wollt. Fressen, Saufen, Weiber. Aber in sieben Jahren gehört ihr mir.“

Die Kerle schauten sich an. Sie hatten Hunger, Durst, kein Morgen. Also sagten sie: „Deal.“ Zack, Vertrag. Sie bekamen Taschen voll Gold, lebten wie Könige, fraßen sich voll, sofften sich tot, fickten alles, was nicht bei drei auf'm Baum war. Sieben Jahre Party.

Aber die Zeit tickte. Am Ende der Frist standen sie da, bleich, zittrig, und dachten: „*Scheiße, jetzt holt er uns.*“

Da hörten sie von einer alten Hütte, am Ende der Welt, wo die Großmutter des Teufels wohnte. Nicht hübsch, nicht heilig – eher so, als hätte Gott vergessen, die Frau rechtzeitig zu entsorgen. Sie rauchte Pfeife, stank nach Asche, aber hatte mehr Hirn als alle zusammen.

„Na, ihr Idioten,“ krächzte sie, „habt ihr den Teufel unterschrieben? Keine Panik. Ich kenn den Bengel, ich hab ihn erzogen. Ich geb euch Rätsel. Wenn ihr die löst, seid ihr frei. Wenn nicht, dann gute Nacht.“

Am nächsten Tag kam der Teufel, gierig, die Krallen schon nass. „Na, ihr Schweine, jetzt kommts mit mir.“ Aber die Großmutter stellte die Fragen: „Sag mir, was isst der Teufel am liebsten zum Frühstück? Was zieht er sich an, wenn er in die Kirche geht? Und was hat er in der Tasche, wenn er Sonntags loszieht?“

Die Soldaten antworteten, wie die Großmutter es ihnen eingeflüstert hatte: „Einen kaputten Bratenknochen. Ein abgerissenes Hemd. Und eine alte Spielkarte.“

Der Teufel brüllte, tobte, stampfte, aber der Vertrag war gebrochen. Die Soldaten waren frei.

Und was machten sie? Sie liefen nicht heim, nicht in die Kirche, nicht zu den Eltern. Sie liefen in die nächste Kneipe, kippten den ersten Krug, lachten, und

dachten: „*Vielleicht haben wir diesmal Glück. Vielleicht nicht. Aber wenigstens sind wir nicht im Arsch von Beelzebub gelandet.*“

Der junge Riese

Es war einmal ein Bauer, der hatte 'nen Sohn, der fraß, als hätte er ein Loch im Bauch. Der Alte wurde wahnsinnig. Jeden Tag verschlang der Junge mehr Brot, mehr Suppe, mehr Fleisch, bis der Hof leer war.

„Verpiss dich,“ brüllte der Bauer. „Ich kann dich nicht mehr füttern. Geh raus in die Welt, friss wen anders arm.“

Der Junge stapfte los, hungrig, stinkend, zornig. Unterwegs traf er 'nen Kerl – groß wie ein Scheunentor, Muskeln wie Eisen. Der guckte ihn an: „Du willst groß werden? Du willst nicht mehr der mickrige Bauernbengel sein? Dann komm mit mir.“

Und der Bengel ging. Der Riese nahm ihn mit in die Berge, fütterte ihn mit Fleisch, Milch, Knochenmark, und nach und nach wuchs der Junge selbst zum Klotz. Hände wie Vorschlaghämmer, Beine wie Baumstämme, Stimme wie Donner.

Doch die Welt hat's nicht gern, wenn einer plötzlich stark wird. Die Leute tuschelten: „Monster, Ungeheuer, Gefahr.“ Der Junge, der nur leben wollte, wurde angestarrt, als wäre er ein Freak.

Also zog er weiter, suchte Arbeit. Er kam in ein Königreich, meldete sich beim König: „Ich kann kämpfen.“ Der König lachte: „Zeig mal.“ Der Junge schlug einen Amboss entzwei wie'n Keks. Der König wurde blass, dachte aber: *So einer könnte gefährlich werden.* Trotzdem gab er ihm Arbeit – als Soldat, aber immer mit dem Gedanken: *Den muss ich kleinhalten.*

Der junge Riese kämpfte, verteidigte, schlug Feinde nieder wie Fliegen. Aber statt Dank gab's Misstrauen, Neid, Angst. Der König flüsterte: „Zu stark. Zu gefährlich. Wir müssen ihn loswerden.“

Also schickte er den Jungen in Missionen, die ihn umbringen sollten: einen Drachen erschlagen, einen feindlichen König töten, Berge versetzen. Aber der Junge machte alles. Und jedes Mal kam er zurück, verschwitzt, blutig, müde – und der König biss sich in den Arsch, dass der Bengel immer noch lebte.

Am Ende stand der junge Riese da, verstand endlich: *Die Welt will keinen, der größer ist. Die Welt will nur, dass du klein bleibst, damit die da oben sich nicht fürchten müssen.*

Er verließ das Reich, ging in die Wildnis zurück. Lieber einsam, frei und gefürchtet – als ein Hund an der Leine eines feigen Königs.

Die Gänsemagd

Es war einmal eine Prinzessin, jung, hübsch und naiv, die sollte in ein fremdes Königreich, um da irgendeinen Prinzen zu heiraten. Politische Scheiße halt, wie immer. Sie bekam eine Dienerin mit, ein Pferd namens Falada (kluges Vieh, konnte sprechen), und ein bisschen Gold. Alles easy, dachte sie.

Aber die Dienerin war so ein hinterfotziges Miststück, voller Neid und Hass. Auf halbem Weg zog sie die Messerkarte: „Hör zu, Prinzesschen, ab jetzt bin ICH die Braut und du bist meine Magd. Halt die Fresse oder ich bring dich hier im Wald um.“

Die echte Prinzessin, zu weich zum Kämpfen, schluckte die Scheiße und nickte. Falada protestierte, aber was willst du machen, wenn deine Besitzerin dir die Kehle aufschlitzen lassen kann?

Die falsche Braut zog in den Palast ein, stellte sich als Prinzessin vor. Die echte musste Kühe und Gänse hüten, barfuß, dreckig, verspottet. Aus Goldkind wurde Drecksmagd.

Und Falada? Das Pferd, das zu viel wusste? Wurde geschlachtet. Kopf an die Wand genagelt, als warnendes Dekostück. Aber der Schädel sprach weiter, jedes Mal, wenn die Magd vorbeiging:

„O du Jungfer Königin, wie übel sieht es mit dir aus!“

Und sie weinte, aber niemand hörte hin.

Da war noch der kleine Gänsejunge, der nervige Kerl, der mit ihr auf die Weide musste. Er machte Sprüche, wollte sie ärgern. Doch jedes Mal, wenn er ihr zu nahe kam, murmelte sie ein Zaubersprüchlein, und sein Hut flog weg. Dann musste er rennen, und sie hatte Ruhe. Ein kleiner Triumph in all der Scheiße.

Monate gingen ins Land. Die falsche Braut genoss das Leben, hofiert, gefüttert, gebadet in Reichtum. Die echte trug Lumpen, schrie nachts in die Erde, aber hielt dicht.

Am Ende aber – Märchenlogik – kam die Wahrheit raus. Der König, alt, misstrauisch, merkte: „Da stimmt was nicht.“ Er sprach die Gänsemagd an, die brach zusammen, erzählte alles. Faladas Kopf hatte die Wahrheit längst geraunzt.

Und dann? Rache. Die falsche Braut wurde in ein Fass gesteckt, mit Nägeln gespickt, von Pferden durch die Straßen gezerrt, bis nur noch Brei übrig war. So lief Strafe damals. Die echte Prinzessin bekam den Prinzen, Hochzeit, happy end.

Aber seien wir ehrlich: Glück war da nicht viel. Sie war gebrochen, das Lachen hatte sie irgendwo zwischen Gänsemist und Faladas geschlachteter Kehle verloren.

Der König vom goldenen Berg

Es war einmal ein Händler, verheiratet, arm dran, mit einem Sohn, der ihm das Letzte bedeutete. Eines Tages, auf der Straße, begegnete ihm so ein unheimlicher Kerl – dürr, bleich, Augen wie kalte Kohlen. „Ich helf dir aus deiner Scheiße,“ sagte er, „mach dich reich, gib dir ein Leben voller Gold und Schlemmer. Einzige Bedingung: Das Erste, was dir daheim begegnet, gehört mir.“

Der Händler, dumm wie die Gier, dachte: *Wird eh mein Hund sein.* Er schlug ein. Aber wer lief ihm daheim als erstes entgegen? Sein Sohn. Kleiner Bengel, glücklich, mit offenen Armen: „Papa!“ – Zack. Vertrag unterschrieben mit Blut.

Der Teufel, oder was auch immer das war, wartete nicht. Ein paar Jahre später holte er sich den Jungen. Nahm ihn mit in die Tiefe, irgendwo in ein Bergreich, alles aus Gold, alles glänzend, alles kalt wie Leichenhaut. Der Junge wuchs da unten auf, lernte zu kämpfen, lernte zu hungern, lernte zu schweigen. Er wurde hart, schneller als andere.

Eines Tages traf er dort eine Prinzessin. Eingesperrt, verflucht, bleich wie Schnee. Er befreite sie, brachte sie raus aus dem goldenen Käfig. Zusammen hauten sie ab, und er heiratete sie. Endlich mal so was wie Glück.

Aber Glück ist wie 'n billiger Kater: hält nie lang.

Die Prinzessin warnte ihn: „Wenn du jemals zu deiner Familie zurückgehst, pass auf. Die werden dich ficken. Geh nicht einfach wieder zurück in die alte Scheiße.“ Aber er hörte nicht. Die Sehnsucht war stärker.

Er zog los, sah seine Eltern wieder, die schon halb vergessen hatten, dass er überhaupt existierte. Sie heulten, umarmten ihn, als wär er der Messias. Alles schön. Doch er blieb zu lang. Irgendwas zog ihn runter. Die alte Welt packte ihn am Hals.

Als er endlich zurück zum Berg wollte – kam er nicht mehr rein. Die Tore zu. Die Prinzessin weg. Alles Gold, alles Glück, alles verschlossen. Er stand draußen, wie ein Idiot, mit leeren Händen und gebrochenem Herzen.

Der Rabe

Es war einmal eine Prinzessin, die war zu brav für die Welt. Immer andächtig, immer betend, so heilig, dass man vom Zugucken Kotzen kriegen konnte. Ihre Mutter, die Königin, kriegte irgendwann das Kotzen tatsächlich: „*Kind, hör auf mit der Frömmigkeit, sonst verfluch ich dich.*“

Und wie's so läuft in diesen kaputten Geschichten, sagte die Mutter im falschen Moment: „Werde doch ein Rabe, wenn du mich nicht in Ruhe lässt!“ – *Zack*. Da flatterte das brave Gör in schwarzem Gefieder durch die Luft.

Sie flog weg, hockte in 'nem düsteren Wald, und alle dachten: Ende. Aber nein, es kommt schlimmer.

Da kam ein junger Kerl, so ein Verlorener mit viel Wille und wenig Hirn, wanderte durch den Wald. Er hörte die Rabenstimme: „Befreie mich! Ich bin eine verwunschene Königstochter. Komm zum gläsernen Berg, dort bin ich gefangen.“

Der Junge, dumm wie Blei, aber mit Herz, dachte: „*Na klar, mach ich.*“

Er zog los. Hunger, Durst, Blasen an den Füßen. Kam zu Leuten, die sagten: „Du brauchst ein Pferd, das den Berg schafft.“ Also half er einem alten Kerl, bekam ein Pferd, stark wie die Sünde.

Und dann stand er vor dem gläsernen Berg. Glatt, rutschig, steil – keine Chance. Dreimal versuchte er, dreimal schlug er sich fast die Knochen kaputt. Aber irgendwie, durch Glück, Willen, Zauber – oder einfach, weil das Märchen sonst keinen Sinn hat – schaffte er es rauf.

Oben fand er sie: die Prinzessin, weiß wie Schnee, schwarz wie Rabenfeder, Augen voller Sehnsucht und Trauer. Er wollte sie erlösen, wollte sie berühren, aber in dem Moment, wo er glaubte, er hätte's geschafft – war sie wieder fort, als Rauch, als Schrei, als Flügelschlag.

Er stand da, leer, kaputt, einsam. Hatte alles riskiert, fast draufgegangen, und trotzdem nichts in der Hand.

Die zwölf Tanzenden Prinzessinnen

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter. Hübsch wie frisch polierte Weingläser, aber auch genauso zerbrechlich und genauso leer. Jeden Morgen waren ihre Schuhe kaputtgetanzt – Löcher drin, Sohlen runter, als hätten sie jede Nacht mit Besoffenen in einer Bahnhofskneipe durchgetreten.

Der König tobte. „Welche verickte Sau macht meine Töchter jede Nacht fertig?“ Niemand wusste es. Also rief er ins Land: „Wer das Rätsel löst, kriegt eine meiner Töchter zur Frau und darf König werden. Wer's nicht packt – Kopf ab.“ Klassischer Deal: Hoffnung oder Hackbeil.

Dutzende Kerle meldeten sich. Alle starben. Weil keiner draufkam, was die Weiber wirklich trieben.

Da kam ein einfacher Soldat, runtergeritten, Narben im Gesicht, Herz kaputt, aber schlau genug, um zuzuhören. Unterwegs half er einer alten Bettlerin – die gab ihm einen Tarnmantel und den Tipp: „Halt die Fresse, wenn du's rausfinden willst.“

Der Soldat zog in den Palast. Abends legten sich die Prinzessinnen ins Bett, taten so, als würden sie pennen – aber kaum war das Licht aus, machten sie eine Luke im Boden auf. Darunter: eine verdammte Treppe in eine Unterwelt. Der Soldat, unsichtbar, folgte ihnen.

Runter, tiefer, immer tiefer. Da standen zwölf Bäume mit goldenen, silbernen, diamantenen Blättern. Glitzer, Prunk, alles künstlich. Die Prinzessinnen brachen sich Zweige ab wie Souvenirs, lachten, kicherten wie betrunkene Gören. Der Soldat riss auch was ab – Beweisstücke.

Dann weiter, bis zu einem See. Dort warteten zwölf Prinzen, verflucht, tot oder lebendig, keiner weiß es. Sie hatten Boote, nahmen die Prinzessinnen rüber zu

einer Burg. Dort: Musik, Wein, Tanz. Jede Nacht orgienhaftes Gekloppe. Schuhe kaputt, Köpfe benebelt. Es war keine Liebe – es war Flucht. Ein verzweifelter, nächtliches Besäufnis, bis der Morgen sie wieder ins Palastbett zwang.

Der Soldat, unsichtbar, soff mit, klaute 'nen Becher als Beweis, sah alles. Am dritten Tag war Schluss. Er ging zum König, legte die Zweige und den Becher auf den Tisch. „So läuft's, Alter. Deine Töchter schleichen jede Nacht in die Unterwelt, tanzen mit den Toten.“

Die Prinzessinnen kreischten, heulten, wollten's abstreiten. Keine Chance. Der König hielt Wort. Der Soldat durfte sich eine aussuchen. Er nahm nicht die Schönste, nicht die Wildeste, sondern die Älteste – die hatte die Schnauze voll vom Tanzen und wollte nur endlich Ruhe. Pragmatismus pur.

Die restlichen elf? Tja, deren Nächte waren vorbei. Kein Tanz, kein Suff, nur noch Palast und Langeweile.

Die zwei Brüder

Es war einmal ein Schuster, arm wie die Ratten im Keller, aber mit zwei Söhnen, die mehr Hunger hatten als Verstand. Jeden Tag gab's dünne Brühe und hartes Brot, und trotzdem bellten die Mäuler nach mehr.

Eines Tages tauchte so ein halbverrotteter Bettler auf – stank nach Schwefel und billigem Schnaps. Er versprach Reichtum, aber jeder wusste: Wer so ein Angebot nimmt, verkauft sich. Trotzdem, die Kinder hörten zu, und ab da war der Weg vorgezeichnet.

Die Brüder wuchsen heran, wild, stur, mit einer Wut im Bauch. Sie trennten sich, weil zwei gleiche Hunde im selben Zwinger nicht klar kommen. Der eine zog raus in die Welt, fraß Abenteuer und Ärger. Der andere blieb zurück, feige oder faul, wer weiß. Später zogen sie doch beide los – aber jeder mit seinen eigenen Dämonen.

Unterwegs halfen sie Viechern: einem Hasen, einem Fuchs, einem Wolf, einem Löwen. Nicht aus Liebe, sondern weil man irgendwann kapiert, dass man alleine verreckt. Diese Tiere – so abgerissen wie ihre Herren – zahlten es zurück, wenn die Zeit kam.

Der eine Bruder rettete eine Prinzessin. Krone, Glanz, Hochzeit. Alles wie im Märchen. Doch dann kam der Dolch von hinten. Ein Verräter schickte ihn ins Grab, die Frau weinte, und die Welt tat, als wär's so bestimmt.

Doch die Viecher, seine räudige Gang, buddelten ihn wieder aus, leckten die Wunden, pusteten Leben rein. Er stand wieder da – bleich, aber brennend. Zurück im Schloss erkannte ihn keiner, bis er die Narben zeigte.

Und dann: Bruder gegen Bruder. Neid, Misstrauen, Eifersucht – Scheißegal, dass sie mal aus derselben Schüssel gegessen hatten. Der eine musste den anderen erschlagen, weil Platz nur für einen war.

Am Ende stand der Sieger auf einem Haufen Blut, mit einer Frau an seiner Seite und einer Krone auf dem Kopf. Aber was bringt dir das alles, wenn du weißt, dass dein eigener Bruder für dich sterben musste?

Der Eisenofen

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, hübsch wie der erste Schluck Bier am Morgen und genauso gefährlich. Eines Tages verirrte sie sich im Wald und stolperte über einen verdamnten Eisenofen. Kein Herd, kein Ofen zum Brotbacken, sondern ein schwarzer, verrosteter Klotz, mitten in der Wildnis. Und aus dem Ding sprach eine Stimme, tief, knarzig, wie ein Kettenraucher nach drei Flaschen Korn.

„Hilf mir raus,“ krächzte die Stimme. „Ich bin ein verwunschener Königssohn, hier eingesperrt.“

Die Prinzessin, viel zu neugierig und zu dämlich, hörte hin. Sie wurde seine Vertraute, hörte sich das Elend an, und nach und nach verknallte sie sich in diese verdammte Stimme aus dem Eisenkasten. Was sollte sie auch machen? Im Palast war nur Langeweile, hier draußen war wenigstens Wahnsinn.

Eines Tages sagte der Typ im Ofen: „Wenn du mir hilfst, kriegst du mich raus und ich nehm dich zur Frau.“ Sie versprach's. Aber der Vater, der König, bekam Wind davon, und wie Väter so sind, verbot er alles. Doch die Prinzessin ließ nicht locker.

Also machte der Typ im Eisenofen irgendwann kurzen Prozess. Er riss sich frei, verwandelte sich in ein wildes Ungeheuer, halb Mensch, halb Metall, und entführte die Prinzessin in den finsternen Wald.

Dort begann der Albtraum. Sie irrte mit ihm durch Dornen, Sümpfe, schmutzige Höhlen. Essen gab's kaum, Wasser noch weniger. Und trotzdem hielt sie fest an der Idee, dass irgendwo unter der Schale aus Rost und Zorn ein König steckt.

Dann wurde sie schwanger. Vom verfluchten Eisenofenmann, vom eingesperrten Freak. Sie gebar Kinder in der Wildnis, still, allein, während ihr Geliebter zwischen Hoffnung und Wahnsinn schwankte.

Am Ende kam die Erlösung – wie immer durch irgendeinen billigen Zaubertrick. Der Fluch brach, der Eisenofen riss auf, der Typ stand da, endlich wieder König, reich, mächtig. Die Prinzessin, halb verrückt, halb tot vor Müdigkeit, wurde seine Frau. Happy End auf dem Papier.

Doch hinter den Kulissen blieb es schmutzig: eine Frau, die ihre Jugend in Sümpfen verloren hatte, ein Mann, der immer noch nach Eisen roch.

Die faule Spinnerin

Es war einmal ein Mädchen, das konnte eins ganz besonders: faul sein. Während andere ackerten, Wolle zogen, Garn spannen, hockte sie lieber im Schatten, gähnte, kratzte sich und starrte in die Luft. Ihre Mutter tobte: „Du Nichtsnutz! Dreh doch endlich mal den Rocken, sonst landest du als Bettelweib!“

Aber die Tochter hatte null Bock. Jede Ausrede war ihr recht: Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, zu warm, zu kalt. Sie hätte sogar gesagt, dass die Sterne falsch stehen, nur um den Spinnrocken nicht anzufassen.

Da kam der König vorbei. Der hörte von dem Mädchen – aber die Mutter war zu stolz, zu blöd, und log: „Meine Tochter spinnt so gut, dass die Welt staunt! Sie kann Tag und Nacht Garn ziehen, bis die Finger bluten!“

Der König grinste. „Dann will ich das sehen. Ich geb dir Gold und Prunk, wenn du mir Säle voller Garn füllst. Schaffst du's nicht – Kopf ab.“

Die faule Spinnerin wurde in eine Kammer gesperrt, voll mit Flachs, Berge davon. Sie starrte, verzweifelt, wusste, dass sie morgen tot war. Sie konnte ja nix.

Und da klopfte es. Drei alte Weiber kamen herein. Bucklig, zahnlos, hässlich wie Sünde. Die eine hatte 'nen Mund breit wie 'ne Scheune, die zweite 'ne Nase, so krumm wie 'ne Sense, die dritte Füße, platt wie Schaufeln. Sie grinsten, stanken nach Bier und Schweiß. „Wir helfen dir, Kindchen. Aber du musst uns zu deiner Hochzeit einladen, falls du den König kriegst.“

Die Spinnerin dachte: *Scheiß drauf, ich bin eh erledigt*. Also nickte sie. Die drei hockten sich hin, und ratter-ratter ging's los. In einer Nacht zogen sie Garn, als hätten sie den Teufel in den Händen.

Der König staunte, kam rein, sah das Ergebnis. „Unglaublich! So eine Frau brauch ich!“ Er heiratete sie sofort. Die faule Spinnerin grinste, schwieg, und ließ sich durchfüttern.

Doch bei der Hochzeit kamen die drei alten Weiber. Der König sah ihre Fratzen und fragte angewidert: „Was zur Hölle habt ihr?“

Die eine zeigte ihren riesigen Mund: „Vom endlosen Spinnen!“

Die zweite zeigte die krumme Nase: „Vom ewigen Ziehen am Faden!“

Die dritte ihre Plattfüße: „Vom Stampfen am Rad, Tag für Tag!“

Der König erschrak. „Scheiße! Meine Frau soll so nicht enden. Ab heute musst du nie wieder spinnen.“

Die faule Spinnerin grinste innerlich, trank ihren Wein und dachte: *Manchmal gewinnt eben die Dreistigkeit*.

Die klare Sonne bringt's an den Tag

Es war einmal ein Kerl, so arm, dass er fast durchsichtig war. Nix im Magen, nix in der Tasche, nix im Kopf außer dem ewigen Wunsch: „Vielleicht wird's morgen besser.“ Er hatte keinen Job, keine Ehre, nur die Straße und seine eigene Dummheit.

Eines Abends saß er am Wegesrand, und neben ihm einer, noch ärmer, noch abgerissener. Die beiden hockten da, schwiegen, glotzten in die Nacht. Da fing der andere plötzlich an: „Weißt du was? Ich hab’s satt. Morgen bring ich meinen Herrn um. Dann hab ich sein Geld, und endlich Ruhe.“

Der Arme, der neben ihm saß, war erschrocken, aber auch zu feige, was zu sagen. Er dachte nur: *Scheiße, das geht schief*. Er legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen war der Plan schon gelaufen: Der Typ hatte’s durchgezogen. Sein Herr lag erschlagen im Bett, das Gold war weg, und er selbst auf der Flucht. Der arme Trottel, der es gehört hatte, wusste: *Jetzt bin ich am Arsch. Wenn einer erfährt, dass ich davon wusste, häng ich am Strick*.

Und natürlich kam’s raus. Immer kommt’s raus. Irgendjemand hörte, irgendjemand plauderte, und plötzlich stand der arme Kerl vor Gericht. Er schwor: „Ich hab’s nicht getan! Ich hab’s nur gehört!“ Aber wer glaubt schon dem Bettler, wenn einer tot ist und das Gold verschwunden?

Also zogen sie ihn raus. Henker, Galgen, Strick. Und während er da stand, die Schlinge schon am Hals, schrie er: „Die klare Sonne bringt’s an den Tag! Ich bin unschuldig!“ Doch die Sonne schien, heiß und grell, und keiner gab einen Scheiß drauf. Die Leute starrten, tuschelten, und der Henker tat seine Arbeit.

Er starb für ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte. Nur, weil er zur falschen Zeit am falschen Ort war.

Der arme Müllerbursch und das Kätzchen

Es war einmal ein Müller, der war so alt und so geizig, dass er sich am liebsten selber die Suppe geklaut hätte. Er hatte drei Gesellen, und weil er nicht wusste, wem er irgendwann die Mühle geben sollte, sagte er: „Los, ihr Penner. Wer mir das beste Pferd anschleppt, kriegt die Mühle. Die anderen können sehen, wo sie verrecken.“

Also zogen die drei los. Zwei davon mit stolzer Brust, sicher, dass sie was reißen würden. Der dritte – der arme Müllerbursch – war ein armer Hund, ohne Glück, ohne Witz, ohne irgendwas. Alle lachten ihn aus, selbst die Hunde bellten ihm hinterher.

Nach ein paar Tagen stand er im Wald, hungrig, halb tot, und da kam ein kleines Kätzchen. Weiß, flauschig, aber mit Augen, die mehr wussten als er je begreifen konnte. „Komm mit, Bursch,“ schnurrte das Tier, „ich helf dir.“

Er dachte: *Scheiß drauf, schlimmer kann's eh nicht werden.* Also folgte er der Katze. Sie führte ihn in ein unterirdisches Schloss, voll von Kerzen, Gold und Dienern – alles Katzen, tausend Katzen, die aufrecht gingen, redeten, sangen, Karten spielten. Ein Fiebertraum aus Schnurren und Krallen.

Das Kätzchen ließ ihn dort leben. Gab ihm Essen, ein Bett, sogar Gesellschaft. Und jedes Mal, wenn er dachte, er müsse jetzt weiterziehen, sagte sie: „Bleib noch. Vertrau mir.“ Und er blieb. Wochen, Monate, Jahre.

Am Ende, nach einer langen Zeit, sagte die Katze: „Jetzt geh heim. Dein Pferd wartet draußen.“ Er ging – und da stand das prächtigste Ross, das je einer gesehen hatte. Die Brüder kamen mit ihren lächerlichen Gaulen, jämmerliche Klappergestelle. Der Müller musste lachen. Der Bursch gewann. Die Mühle gehörte ihm.

Aber die Geschichte hörte da nicht auf. Das Kätzchen kam wieder. „Komm mit mir, noch einmal.“ Er folgte. Und sie führte ihn in ihr Schloss, noch prunkvoller, noch heller, noch verrückter. Und dort verwandelte sie sich: keine Katze mehr, sondern eine Prinzessin, schön und traurig. „Ich war verflucht. Nur wer arm, geduldig und treu ist, konnte mich erlösen. Du hast's geschafft.“

Sie heirateten, und er wurde König.

Klingt nach Happy End? Vielleicht. Aber denk dran: der arme Hund, der nie was konnte, verdankte alles einer Katze, die ihn in den Dreck gezerzt hatte, bis er zu weich war, um noch zu kämpfen. Und ob er je in Ruhe schlief neben einer Frau, die mal tausend Katzen kommandierte – wer weiß.

Die Hand mit dem Messer

Es war einmal ein Dorf, arm, zerrissen, voller Klatsch und Hunger. Die Leute hatten nix, außer Langeweile und Bosheit. Und mittendrin lebte ein Mädchen,

hübsch, naiv, und – wie's immer so kommt – von allen begafft wie ein Stück Fleisch auf dem Markt.

Ihre Mutter wollte sie verheiraten, schnell und ohne nachzudenken, mit irgendeinem Bauern, der nicht mal die Zähne im Maul hatte. Das Mädchen hatte Schiss, wollte nicht, aber was sollst du machen, wenn du in einer Zeit lebst, wo dein Wort weniger wert ist als der Furz vom Pfarrer?

Eines Abends aber saß sie allein in der Küche, und plötzlich klopfte es an der Tür. Sie dachte, es wär der Wind. Sie machte nicht auf. Doch es klopfte noch einmal, und diesmal hörte sie eine Stimme – keine menschliche, sondern tief, kalt, kratzig: „Lass mich rein.“

Sie rannte weg, zitterte. Und da schob sich unter der Tür eine Hand hervor. Kein Körper, kein Mensch – nur eine Hand, bleich, mit einem Messer in der Faust. Das Messer blitzte, die Finger krampften, als wollte die Hand sie aufschlitzen.

Das Mädchen schrie, rannte zu den Nachbarn. Die kamen, lachten erst, aber als sie die Hand sahen, wurden sie still. Sie schlugen die Tür zu, warfen Weihwasser, beteten, schrien. Doch die Hand kam wieder, Nacht für Nacht, immer mit dem Messer, immer kratzend, immer lauernd.

Manche sagten, es sei ein Dämon. Andere, es sei der Geist eines Erschlagenen. Wieder andere flüsterten, die Mutter hätte das Mädchen verkauft, und die Hand sei der Bote aus der Hölle, gekommen, um den Preis einzutreiben.

Am Ende verschwand die Hand so plötzlich, wie sie gekommen war. Zurück blieb nur Angst – und ein Mädchen, das nie mehr schlafen konnte, ohne das Kratzen unter der Tür zu hören.

Die Alte Bettelfrau

Es war einmal ein Dorf, klein, abgeranzt, voller Leute, die den lieben langen Tag nix anderes taten, als über Nachbarn zu lästern und heimlich ihre Ziegen zu beklauen. In diesem Dreckshaufen schlich eine alte Bettelfrau herum. Krumm wie ein rostiger Nagel, Haut voller Falten, Zähne nur noch Legenden, stank nach Schweiß und altem Bier. Sie klopfte an jede Tür, hielt die Hand hin und krächzte: „Ein Stück Brot, ein Schluck Wasser, sonst verfluch ich euch alle.“

Die meisten knallten ihr die Tür vor der Nase zu. Keiner wollte die Hexe im Haus haben. Alle tuschelten: „Die Alte bringt Unglück. Wenn du ihr was gibst, saugt sie dich aus. Wenn du nix gibst, holt sie dir das Vieh tot.“ Egal wie, du konntest nur verlieren.

Eines Tages aber klopfte sie an die Tür von einem jungen Paar, das selbst kaum was hatte. Die Frau war schwanger, der Mann abgerackert, die Hütte morsch. Und trotzdem gaben sie ihr das Letzte: ein Stück Schwarzbrot, einen Becher Wasser.

Die Bettelfrau grinste, aber es war kein freundliches Grinsen – eher das von jemandem, der weiß, dass du gerade in ein Spiel eingestiegen bist, aus dem du nicht mehr rauskommst. Sie murmelte ein paar Worte, komisch, fremd, und verschwand.

Kurz darauf starben im Dorf die Kühe, das Korn verdarb, die Kinder bekamen Fieber. Nur das Paar blieb verschont. Alle anderen fluchten: „Die Alte hat uns verhext!“ und gaben den beiden die Schuld, weil sie ihr was gegeben hatten. Das Paar wurde gejagt, beschimpft, aus dem Dorf vertrieben.

Und draußen im Wald, als sie schon halb tot vor Erschöpfung waren, stand plötzlich die Alte wieder da. Diesmal nicht als Krüppel, sondern als Frau in schwarzem Kleid, die Augen so tief wie Gräber. „Ich hab euch geprüft,“ sagte sie. „Ihr habt gegeben, obwohl ihr nichts hattet. Dafür bekommt ihr etwas zurück.“

Sie gab ihnen ein kleines Kästchen, unscheinbar, verrostet. „Öffnet’s nur, wenn ihr am Ende seid.“ Dann war sie weg.

Das Paar schleppte das Ding jahrelang mit sich rum, traute sich aber nicht, es aufzumachen. Erst als sie am Boden lagen, nichts mehr hatten, zerschlugen sie das Schloss. Und was drin war, weiß keiner genau – manche sagen Gold, andere sagen ein Fluch, der sie sofort getötet hat.

Denn im Dorf hörte man nur: Die beiden kamen nie mehr zurück.

Die Kristallkugel

Es war einmal eine Hexe, die hatte drei Söhne. Und weil Hexen nie mütterlich sind, sondern lieber Gift im Herzen tragen, verfluchte sie die beiden Älteren zu

steinernen Blöcken im Wald. Nur der Jüngste blieb übrig – schwächling, unterschätzt, aber mit mehr Trotz im Schädel als Verstand.

Die Mutter hatte Angst, dass auch er ihr irgendwann gefährlich wird. Also wollte sie ihn auch wegräumen. Aber der Junge bekam Wind davon, haute ab und schwor sich: „*Scheiß auf Hexen, scheiß auf Schicksal – ich hol mir mein Leben selbst.*“

Er zog los, kam an einen Königshof, wo ein Prinzesschen verflucht war. Natürlich wieder der gleiche Mist: eingesperrt, erlöst nur durch irgendein Märchen-Artefakt. In diesem Fall: eine Kristallkugel, tief verborgen in einem verfluchten Schloss, bewacht von Monstern, Fallen und allem, was dich garantiert in Stücke reißt.

Der Junge dachte: *Na geil, endlich was zu tun.* Und er zog los. Unterwegs fand er Kumpane: einen Kerl, der ganze Wälder mit einem Atemzug abholzen konnte; einen, der Flüsse austrank, bis nur noch Schlamm blieb; einen, der Berge versetzen konnte. Alles Freaks, alles Typen, die man im echten Leben in der Kneipe meiden würde, aber im Märchen sind's halt deine besten Buddys.

Gemeinsam gingen sie in das Schloss. Da war alles aus Eisen, dunkel, kalt. Riesen standen Wache, Tiere mit Augen aus Feuer lauerten. Aber die Kumpels erledigten die Drecksarbeit: einer säuft, einer frisst, einer stampft – bis der Weg frei war.

Am Ende stand der Junge vor der Kristallkugel. Glatt, hart, kalt, und sie glitzerte, als würde sie dich auslachen. Er griff zu – und die ganze Bude wackelte. Der Fluch schrie, die Hexe kreischte irgendwo in der Ferne, und die Kugel brannte in seinen Händen. Aber er ließ nicht los.

Er brachte sie der Prinzessin, der Bann brach, sie war frei. Und wie's sich gehört, wurde er ihr Mann. Seine Brüder – die versteinerten – wurden auch erlöst. Alles Happy End, sagen die Märchen.

Aber man weiß auch: Wer einmal eine Kristallkugel in der Hand hatte, wer einmal gesehen hat, wie die Welt dich verarscht und gleichzeitig anbietet, deine Wünsche zu erfüllen – der schläft nie wieder ruhig.

Der Bärenhäuter

Es war einmal ein Soldat, abgerissen bis auf die Knochen. Der Krieg war vorbei, die Könige hatten sich die Taschen vollgestopft, und er stand da – ohne Sold, ohne Heimat, ohne Plan. So einer, der nur noch die Stiefel und die Narben hat, sonst nichts.

Da kam der Teufel persönlich, elegant, grinsend, als wär er ein Wirt, der dir den teuersten Schnaps hinstellt. „Hör zu,“ sagte er, „ich geb dir Gold, genug für sieben Jahre. Aber du darfst dich in der Zeit nicht waschen, nicht kämmen, keine Nägel schneiden, keine Haare stutzen. Du ziehst dir ein Stück Bärenfell über, lebst wie ein Tier. Schaffst du das, bist du frei. Wenn nicht – gehörst du mir.“

Der Soldat dachte: *Scheiß drauf, schlimmer als jetzt kann's nicht werden.* Und er unterschrieb.

Ab da nannte man ihn den Bärenhäuter. Er stank wie verfaulte Kadaver, die Haare klebten wie Schimmel, die Nägel wurden zu Krallen. Er lief durch die Städte, und die Leute flohen, Kinder schrien, Hunde bissen ihn und rannten winselnd weg. Aber in der Tasche klimperte immer Gold. Damit kaufte er Schnaps, Fleisch, alles, was den Ekel nicht wegmachte, aber erträglicher.

Die Jahre krochen dahin. Einsamkeit, Suff, Wahn. Er saß oft allein in Wirtshäusern, die Leute glotzten ihn an, als wär er die Pest. Nur der Krug vor ihm hielt ihn zusammen.

Eines Tages kam er in ein Haus, wo der Wirt ihm schon den Knüppel zeigen wollte. Aber die Tochter des Hauses, jung und neugierig, blieb stehen. „Wer bist du?“ fragte sie.

Er lachte bitter: „Niemand. Nur ein Mann, der wie ein Tier aussieht.“

Sie sah durch das Fell, durch den Gestank, sah den gebrochenen Blick – und gab ihm Brot.

Der Bärenhäuter schwor, wenn er die sieben Jahre überlebt, würde er sie zur Frau nehmen. Sie nickte, als hätte sie begriffen, dass unter all dem Dreck ein Herz schlug, das noch pumpete.

Am Ende der sieben Jahre kam der Teufel wieder. Der Soldat stand, halb tot, halb Tier. Aber er hatte durchgehalten. Zack – Vertrag beendet. Und da brach der Fluch: Fell runter, Schmutz weg, Haare gestutzt. Plötzlich stand da ein Kerl, jung, stark, wie neu geboren.

Er nahm die Tochter zur Frau, reich, frei, und die Welt, die ihn jahrelang verachtet hatte, kroch plötzlich wieder zu seinen Füßen.

Der Zaunkönig und der Bär

Es war einmal ein Bär, fett, haarig, brummig, der stapfte durch den Wald und meinte, er wär der Herrgott persönlich. „Ich bin der Stärkste hier, alle Viecher haben mir zu dienen!“ brüllte er, während der Atem nach vergammeltem Honig und verfaulendem Wild roch.

Da saß auf einem Ast ein kleiner Zaunkönig. Winzig, kaum größer als ein Daumen, aber mit einer großen Klappe. Der hörte sich das Gebrüll an, lachte krächzend und rief: „Du bist gar nichts, alter Fellklumpen. Nicht du bist der Herrscher der Tiere, sondern ich, der Zaunkönig! Ich hab Verstand, List und eine Frau, die lacht sich kaputt, wenn sie dich sieht!“

Der Bär wurde rot vor Wut. „Dich, Wicht, zerdrück ich zwischen meinen Zähnen wie eine Laus.“

Doch der Zaunkönig ließ sich nicht einschüchtern. „Na dann – Krieg! Meine Familie und ich gegen dich und deine dummen, sabbernden Kollegen.“

Und siehe da: Die Tiere teilten sich in zwei Lager. Die Großen – Bär, Löwe, Eber, Wolf – brüllten und stampften. Die Kleinen – Zaunkönig, Bienen, Ameisen, Wespen – summten, schnurrten, grinsten.

Der Kampf begann. Die Großen trampelten, schlugen, rissen. Aber die Kleinen waren überall: stachen in die Augen, bissen in die Ohren, krochen in den Arsch. Der Bär, der große Herrscher, brüllte vor Schmerz, tanzte wie ein Idiot, während ihm Wespen in die Nase krochen und Ameisen seine Eier attackierten.

Am Ende floh er, heulend, blind vor Stichen. Und der Zaunkönig saß auf einem Stein, die Brust geschwellt, und schrie: „Seht her, Größe ist nichts, List ist alles!“

Und alle kleinen Viecher jubelten, als hätten sie die Welt gewonnen. Die Großen knurrten, aber sie wussten: Gegen so eine Armee aus Gift, Zähnen und Wahnsinn hat selbst der stärkste Bär keine Chance.

Die klugen Leute

Es war einmal ein Bauer, arm wie die Sau, aber mit einer dicken Zunge. Er konnte labern, schwätzen, die Leute so lang einlullen, bis sie selbst an ihre eigene Dummheit glaubten. Alle im Dorf hielten ihn für „klug“, weil er immer einen Spruch parat hatte – in Wahrheit war er nur ein Schlitzohr mit mehr Glück als Hirn.

Eines Tages schickte der König einen Sack Gold ins Land, als Belohnung für den „klügsten Menschen“. Jeder wollte's sein. Pfaffen, Krämer, Bauern, sogar die Huren im Dorf. Alle meinten: „*Ich bin's!*“

Also ging unser Bauer los, zusammen mit seiner Frau. Unterwegs begegneten sie einem Richter, einem Krämer und noch ein paar Wichtigtuern. Jeder von denen hielt sich für den Schlauesten, jeder meinte, er könne den Sack abstauben.

Aber was passierte? Sie alle verstrickten sich in ihre eigene Dummheit. Der Richter ließ sich von ein paar Witzen aus dem Konzept bringen, der Krämer verschacherte sich selbst, und die angeblich Gelehrten verwickelten sich in so viel Geschwätz, dass keiner mehr wusste, was die Frage überhaupt war.

Der Bauer aber grinste, schwieg meistens, und wenn er mal sprach, dann nur so viel, dass alle dachten: „*Boah, was für ein Fuchs.*“ Er war kein Fuchs – er war nur zu faul zum Denken. Aber das reichte.

Am Ende bekam er den Sack Gold. Nicht, weil er wirklich klug war, sondern weil alle anderen noch dümmer waren. Er schleppte den Schatz heim, seine Frau tanzte im Dreck, und das Dorf murmelte: „Ja, der Bauer, der hat's drauf!“ – dabei war er nichts anderes als ein Glückspilz mit einer großen Klappe.

Der alte Großvater und der Enkel

Es war einmal ein alter Mann, der hatte ein langes Leben hinter sich. Schweiß, Arbeit, Krieg, Hunger – alles durch. Am Ende war er nur noch ein klappriges Wrack: zitternde Hände, sabbernder Mund, Augen blind wie trübes Wasser. Er lebte bei seinem Sohn und dessen Frau, und die hatten null Bock auf so ein Pflegefall.

Am Anfang saß er noch mit am Tisch. Aber er kleckerte, schüttete Suppe übers Tischtuch, ließ das Fleisch auf den Boden fallen. Der Sohn wurde wütend, die Schwiegertochter verdrehte die Augen. „Ekelhaft! Lass den Alten in der Ecke sitzen, mit 'ner Holzschüssel, damit er nix kaputtmacht.“

So saß der Großvater am Boden, in einer dunklen Ecke, fraß seine Suppe aus 'nem Napf, wie ein Hund. Und wenn er die Schüssel fallen ließ, brüllten sie ihn an, als wär er schuld an seiner Schwäche.

Der Enkel, ein kleiner Junge, guckte sich das an. Kinder sehen mehr, als man denkt. Eines Tages fing er an, sich ein kleines Holzbrett zu schnitzen. Der Vater fragte: „Was machst du da?“

Der Junge grinste unschuldig: „Ein Schüsselchen. Für dich und Mama, wenn ihr alt seid. Dann könnt ihr auch am Boden essen.“

Stille. Kein Wort. Dem Vater lief's eiskalt den Rücken runter. Er begriff.

Und von diesem Tag an durfte der Alte wieder am Tisch sitzen, durfte kleckern und zittern, und keiner wagte mehr, ihn wegzustoßen.

Die Wassernixe

Es war einmal ein Müller, der stand an seinem Mühlrad, sah zu, wie das Wasser floss, und dachte nur ans Geld. Er war so pleite, dass er dem ersten, der kam, seine eigene Großmutter verkauft hätte. Da tauchte eine Wassernixe auf – schön, glatt, mit Augen kalt wie Eis. Sie versprach ihm Reichtum: „Gib mir, was in deiner Mühle frisch geboren ist, und ich mache dich reich.“

Der Müller dachte an ein Kalb, vielleicht ein Fohlen. „Deal“, sagte er, ohne nachzudenken. Doch als er heimkam, hörte er das Schreien seines eigenen Kindes. Seine Frau hatte gerade einen Sohn geboren. *Frisch geboren*. Da begriff er, dass er die Hölle unterschrieben hatte.

Die Jahre gingen, der Junge wuchs heran. Stark, tapfer, ein guter Kerl. Aber die Schuld blieb. Die Nixe hatte ihr Pfand nicht vergessen. Eines Tages, als der Bursch Wasser holen wollte, packte sie ihn am Arm und zog ihn in die Tiefe. Einfach so, ohne Schrei, ohne Gnade.

Unten im Wasser war kein Märchenpalast, kein Glitzern. Nur Dunkelheit, Schleim, Fische, die ihm an den Haaren zerrten. Die Nixe hielt ihn wie eine Spinne ihre Beute, und er dachte: *Das war's, ich verrotte hier.*

Doch er war nicht so schnell totzukriegen. Er betete, er fluchte, er riss sich los, schwamm wie ein Wahnsinniger. Dreimal versuchte er's, dreimal spülte ihn die Strömung zurück. Doch dann fand er Halt: ein Messer, das ihm die Mutter heimlich mitgegeben hatte, eingewickelt in einen Fetzen Stoff. Er ritzte sich die Hand, das Blut lockte die Fische – und in dem Chaos entkam er.

Er kam zurück an Land, nass, zitternd, halb verrückt. Seine Frau fand ihn, hielt ihn fest, bis er wieder atmen konnte. Doch er wusste: Die Nixe würde ihn nie in Ruhe lassen. Solange sie im Fluss hauste, solange blieb er ein Gezeichneter.

Und so lebten sie weiter, mit der Angst im Nacken, dass eines Tages wieder eine kalte Hand aus dem Wasser griff.

Die Nelke

Es war einmal ein König, der hatte alles – Schlösser, Gold, Fässer voll Wein – aber kein Kind. Und wie's so ist in diesen Märchen: Wer alles hat außer Nachwuchs, der fängt irgendwann an zu heulen wie ein Säufer, dem der Schnaps ausgeht. Seine Frau war fromm, betete, jammerte, und irgendwann wuchs in ihr ein Kind. Aber nicht durch irgendein Wunder von oben – nein, durch eine verdammte Nelke. Eine Blume, so unscheinbar, aber voll Zauber.

Das Kind kam auf die Welt, und mit ihm die Gabe: was immer er wünschte, wurde wahr. Brot? Zack, da. Gold? Zack, da. Ein Schloss mitten im Wald? Zack, da. Ein Kind, das Wünsche erfüllt, ist der feuchte Traum jedes machtgeilen Königs – und gleichzeitig sein größter Alptraum.

Der Junge wuchs heran, schön, freundlich, viel zu gutmütig. Und wie's so läuft, zog er Feinde an wie Scheiße Fliegen. Vor allem der Koch im Schloss, ein schmieriger Bastard mit Gier in den Augen. Der sah seine Chance: Wenn er den Jungen verschwinden ließ, konnte er selbst groß rauskommen.

Also nahm er den Knaben mit in den Wald, tat so, als sei's ein Spaziergang, und stach ihn dann nieder. Zumindest versuchte er's. Doch der Junge, halb im Sterben, wünschte sich eine Burg, mitten zwischen den Bäumen, mit Mauern

so hoch, dass der Koch wie ein Trottel draußen stand. Der Junge überlebte, einsam, aber sicher.

Die Jahre gingen, und er wünschte sich alles, was er brauchte – Essen, Kleidung, sogar Gesellschaft in Form von Fantasiegestalten. Aber irgendwann wollte er mehr: eine Frau, echtes Blut und Herz. Also wünschte er sich eine Prinzessin. Und *zack* stand sie da, schön, verwirrt, gefangen mit ihm in diesem Schlossturm aus Luft und Magie.

Sie hasste ihn zuerst – kein Wunder, wer lässt sich schon herbeiwünschen wie ein Bierkrug? Aber er war freundlich, nicht gierig, und so wuchs Liebe. Doch draußen in der Welt witterte der Koch seine Stunde. Er log dem König vor, er habe den Prinzen ermordet, und wollte selbst die Krone greifen.

Als der Junge mit seiner Prinzessin zurückkam, mit der Nelke in der Hand, flog alles auf. Der Koch wurde gepfählt, gerädert oder was auch immer die damals mit Verrätern machten – Hauptsache langsam, Hauptsache blutig.

Der Prinz aber nahm seine Frau, lebte weiter – reich, geliebt, aber mit dem Wissen: Alles, was du wünschst, kriegst du. Aber irgendwann frisst dich das auch auf, weil keine Freude echt ist, wenn sie nur aus einem Wunsch kommt.

Die zertanzten Schuhe

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter. Schön, jung, alle mit Augen wie Glasperlen – und mit so viel Energie im Arsch, dass kein Schloss sie halten konnte. Jeden Morgen war's das Gleiche: Die Betten zerwühlt, die Kleider verschwitzt, und die Schuhe durchlöchert, als hätten sie die ganze Nacht über in einer Schlacht gestanden.

Der König tobte. „Wo zum Teufel rennen meine Töchter jede Nacht hin? Und warum sieht's aus, als würden sie den Boden kaputttreten?“ Er schwor: „Wer mir das Rätsel löst, kriegt eine von ihnen zur Frau. Wer's nicht schafft, verliert den Kopf.“ Ganz einfache Monarchenlogik: Rätselraten oder sterben.

Viele Prinzen kamen. Alle großmäulig, alle dachten, sie seien clever. Sie tranken, schnarchten und wurden am Morgen ohne Kopf aus dem Schloss getragen. Der König sammelte Köpfe wie andere Leute Bierdeckel.

Da kam ein Soldat. Kein Prinz, kein feiner Herr – ein abgerissener Typ, der den Krieg überlebt hatte, aber mehr Narben als Ehre mitbrachte. Auf dem Weg traf er ein altes Weib, runzlig, stinkend, mit Augen wie Messerspitzen. Sie flüsterte: „Hier, nimm diesen Tarnmantel. Damit siehst du, was die Prinzessinnen treiben. Aber halt die Fresse, sonst bist du fällig.“

Der Soldat schlich sich ins Schloss, gab vor, die Nachtwache zu halten – und tat so, als würde er pennen. Die Prinzessinnen lachten, dachten, er sei nur ein weiterer Idiot. Aber er war unsichtbar, folgte ihnen, Schritt für Schritt.

Und was er sah, war kein harmloser Tanz. Es war ein Höllenritt. Unten in einer schwarzen Höhle, durch einen geheimen Gang, wartete ein unterirdisches Reich. Zwölf Prinzen, bleich, mit Augen voller Wahnsinn, standen da, und mit jedem Schlag der Trommel wirbelten die Königstöchter, bis das Blut durch ihre Schuhe sickerte. Der Boden bebte, die Luft stank nach Schwefel. Das war kein Ball – das war ein Teufelspakt, jede Nacht erneuert.

Der Soldat nahm Beweise mit: einen goldenen Becher, ein Zweig von den Bäumen da unten, die aus purem Silber und Gold wuchsen. Am Morgen trat er vor den König und legte alles hin. Die Prinzessinnen wurden bleich, aber die Wahrheit war nicht mehr zu leugnen.

Der König, froh über die Aufklärung, hielt sein Versprechen. Der Soldat bekam die älteste Tochter zur Frau. Sie hasste ihn, klar – sie wollte weiter tanzen, weiter schwitzen im unterirdischen Höllenclub. Aber jetzt war sie gebunden an einen Kerl, der roch nach Schießpulver und altem Bier.

Der Gevatter Tod

Es war einmal ein armer Sack, so abgerissen, dass er nicht mal wusste, wie er seine Kinder satt kriegen sollte. Kein Schwein, keine Ziege, kein Job, nur Hunger im Bauch und Löcher im Hemd. Da kam der Tag, an dem das nächste Kind geboren wurde. Und wie's so läuft, musste er einen Taufpaten suchen. Aber wen fragst du, wenn dich schon die eigenen Nachbarn anspucken?

Er lief die Straße runter, traf den lieben Gott. Der grinste gönnerhaft: „Nimm mich zum Gevatter, ich mach dein Kind reich und glücklich.“ Der arme Hund schüttelte den Kopf. „Du verteilst nur Segen an die Reichen und lässt die Armen verrecken. Verpiss dich.“

Dann kam der Teufel. Schlau wie immer, mit der Zunge voller Versprechen. „Mach mich zum Gevatter, ich geb deinem Sohn die ganze Welt.“ Der arme Kerl lachte bitter. „Du bist genauso verlogen wie der da oben, nur ehrlicher. Dich will ich auch nicht.“

Und dann, ganz hinten, stand einer: bleich, hager, mit Augen wie zwei ausgebrannte Kerzen. Der Tod. Kein falsches Lächeln, kein Versprechen. Nur die kalte Wahrheit. „Ich behandle alle gleich. Reich, arm, König, Bettler – am Ende liegen sie alle bei mir im Dreck.“

Der arme Mann nickte. „Du bist’s. Wenigstens lügst du nicht.“

So wurde der Tod Gevatter.

Das Kind wuchs heran, und der Tod hielt sein Wort. Er machte ihn zum Arzt. Aber nicht zum Heiler aus Liebe, sondern zum Dealer des Schicksals. Immer wenn der Doktor ans Krankenbett trat, stand der Tod daneben. Stand er am Kopfende: Heilung, Wunder, das Leben durfte weiter. Stand er zu den Füßen: Vergiss es, der Löffel ist abgegeben. Keine Diskussion.

Der Doktor wurde berühmt, reich, die Leute pilgerten zu ihm. Aber Reichtum macht gierig. Eines Tages stand ein König vor ihm, schwerkrank. Der Tod stellte sich an die Füße. Der Doktor dachte: *Scheiß drauf, diesmal trickse ich dich aus.* Er drehte den König heimlich im Bett, tat so, als wär der Kopf bei den Füßen. Und zack – der Mann war gesund.

Der Tod grinste nicht. Er sagte nichts. Aber er merkte es sich.

Beim nächsten Mal kam die Prinzessin dran. Noch schöner, noch wichtiger. Der Tod stellte sich wieder an die Füße. Der Doktor, verblendet, drehte sie auch um. Wieder war sie gesund.

Da packte der Tod ihn. „Du Arsch. Einmal lass ich’s durchgehen, zweimal ist zu viel. Komm mit.“

Er schleifte ihn in eine riesige Höhle, voll von Kerzen, jede ein Menschenleben. Manche brannten noch hell, andere flackerten, viele nur noch Stummel. „Sieh,“ sagte der Tod, „das sind die Leben. Deins ist fast runtergebrannt.“

Der Doktor fiel auf die Knie. „Mach’s länger, bitte!“ Der Tod stellte eine neue Kerze daneben – winzig, dünn, kleiner als ein Zündholz. „Das ist dein Rest.“ Und er pustete die alte aus.

Der Meisterdieb

Es war einmal ein Bauernsohn, arm wie eine Kirchenmaus, aber mit so flinken Fingern, dass er selbst dem Teufel die Hörner abmontiert hätte, ohne dass der's merkt. Schon als Kind klaute er Äpfel, Brot, Hühner, und als Jugendlicher hatte er die halbe Nachbarschaft ausgeraubt. Die Leute sagten: „Aus dir wird nix Gutes.“ Aber er grinste nur und dachte: *Scheiß auf Gutsein, besser Meisterdieb als Bettler.*

Eines Tages hörte er vom Grafen, der im Land herrschte. Der Kerl war stinkreich, arrogant, und hielt sich selbst für den Schlauesten. Der Graf hörte auch von ihm – und lachte: „Wenn der so ein Superdieb ist, soll er's beweisen. Ich stell ihm drei Aufgaben. Schafft er's, kriegt er meine Tochter. Versagt er, hängt er am Galgen.“

Der Meisterdieb sagte: „Klingt fair. Besser tot als langweilig.“

Aufgabe eins: Er sollte das Lieblingspferd des Grafen aus dem Stall klauen. Der Stall war bewacht wie ein Knast, Wächter überall, Lichter, Hunde. Aber der Dieb verkleidete sich als Bettler, schlich sich ran, streute den Hunden Bratwürste, sang den Wächtern ein Lied, bis sie einschliefen – und ritt mit dem Gaul davon, während die Glocken zur Messe läuteten.

Aufgabe zwei: Er sollte dem Grafen selbst das Bettlaken klauen, während der drin lag mit seiner Frau. Kein Problem. Er schlich sich nachts durchs Fenster, murmelte ein paar Saufgeschichten, dass der Graf lachte, bis ihm die Augen zufielen. Dann zack – das Laken unterm Hintern weg, und der Dieb stand draußen im Mondschein, schwenkte es wie eine Fahne.

Aufgabe drei: Er sollte den Pfarrer samt Messgewand aus der Kirche holen. Da wurde's knifflig. Aber der Meisterdieb hatte Nerven wie Stahl. Er verkleidete sich als Engel, mit Flügeln aus Gänsefedern und einer Krone aus Kerzen. Der Pfarrer fiel fast in Ohnmacht, als er ihn sah. „Komm,“ sagte der Dieb mit verstellter Stimme, „du wirst jetzt in den Himmel geholt.“ Der Pfarrer gluckste, betete, und ließ sich blindlings mitnehmen – bis er gefesselt im Wald saß, die Messgewänder schon längst geklaut.

Am nächsten Tag trat der Dieb vor den Grafen, alle Beweise im Arm. Der Graf biss sich auf die Lippen, musste aber Wort halten. Der Meisterdieb bekam die Tochter.

Ob die glücklich war? Wahrscheinlich nicht. Stell dir vor, du heiratest einen, der dir nachts selbst das Nachthemd klaut. Aber so war's nun mal.

Der gelernte Jäger

Es war einmal ein Jüngling, der hatte nichts als Mut im Arsch und Hunger im Bauch. Er wollte nicht Bauer sein, nicht Knecht, nicht Bettler – also zog er los, um Jäger zu werden. „Mit 'nem Gewehr in der Hand bist du entweder tot oder jemand“, dachte er, „und beides klingt besser als Stallausmisten.“

Er ging zu einem alten Jägermeister, der aussah, als hätte er mehr Kugeln in den Knochen als Zähne im Maul. Der nahm ihn unter die Fittiche, lehrte ihn alles: Spurenlesen, Schießen, Fallen stellen, und vor allem: *niemals ohne Schnaps in den Wald*.

Der Junge lernte schnell. So schnell, dass die Tiere bald schon anfangen, seinen Namen zu flüstern – und das nicht aus Respekt. Er ballerte, er schoss, er warf Netze, er nahm alles, was sich bewegte. Füchse, Hasen, Rehe – egal, Hauptsache Blut.

Eines Tages begegnete er im Wald einer alten Hexe. Die stand da, runzlig, mit einem Korb voll Holz. „Hilf mir,“ krächzte sie, „dann soll dir nichts Böses geschehen.“

Der Jäger grinste: „Böses? Ich bin das Böse.“ Aber er half ihr trotzdem, weil er Bock auf Abenteuer hatte.

Da sagte die Hexe: „Du bist ein guter Schütze, aber ich geb dir was, das macht dich unfehlbar.“ Und sie überreichte ihm drei magische Kugeln. „Zwei treffen, was du willst. Die dritte aber gehört mir.“

Der Jäger, dumm wie junges Blut so ist, nahm die Dinger und ballerte gleich los. Mit der ersten Kugel schoss er einen Adler aus dem Himmel, mit der zweiten ein Wildschwein mitten ins Herz. Er grinste breit, stolz wie ein Besoffener.

Dann kam die dritte Kugel. Er wollte sie auf einen Hirsch abfeuern – doch die Kugel flog nicht zum Hirsch, sondern direkt auf ihn zurück. Streifte ihn an der Schulter, riss ihm fast den Arm ab. Die Hexe lachte irgendwo im Wald. „Hab ich doch gesagt: die dritte gehört mir!“

Der Jäger taumelte, blutend, halb tot. Aber er überlebte. Und ab da war er vorsichtiger. Er jagte weiter, ja, aber er wusste: Jede Kugel, jeder Schuss, jede Beute hat ihren Preis.

Am Ende wurde er ein berühmter Mann. Alle nannten ihn den gelernten Jäger, den besten weit und breit. Aber nachts, wenn er allein war, spürte er den Schmerz in seiner Schulter und hörte das Lachen der Hexe.

Der starke Hans

Es war einmal eine Bäuerin, die hatte einen Sohn. Der war so fett und faul, dass er kaum den Arsch aus dem Stall bekam. Alle nannten ihn nur Hans, und niemand erwartete je was von ihm – außer dass er irgendwann verreckt, mit 'nem Krug Bier in der Hand und dem Maul voller Schmalzbrote.

Aber dann kam ein Wunder: Ein alter Bär, halb blind, halb verrückt, schlich übers Feld. Hans, statt wegzulaufen wie alle anderen, packte das Vieh einfach, schlug drauf, und siehe da – er riss ihm das Fell runter wie einer, der ein Kaninchen häutet. Da merkten die Leute: Hans war kein fatter Idiot, er war stark. Krank stark.

Von da an nannte man ihn „der starke Hans“. Er zerschlug Pflüge mit den Händen, hob Wagen aus dem Dreck, und wenn ihn einer nervte, flog der Kerl durch den Hof wie ein Sack Kartoffeln.

Doch Stärke allein füttert keinen Bauch. Also zog Hans los, Arbeit suchen. Unterwegs fand er andere Freaks: einen, der konnte Berge versetzen, indem er rülpste; einen, der trank Flüsse leer; einen, der mit einem Husten Bäume fällte. Gemeinsam waren sie eine Bande, die jeden Hof leerfegte, nur aus Spaß.

Eines Tages hörten sie von einem König, der seine Tochter verheiraten wollte – aber nur an den, der die härtesten Prüfungen besteht. Hans dachte: *Na endlich, ein bisschen Action.*

Die Aufgaben waren irre: ein Berg versetzen, einen See austrinken, ein Wildschwein mit bloßen Händen bändigen. Für Hans und seine Kumpane war's Kinderkram. Sie machten alles platt. Der König biss die Zähne zusammen, aber er konnte sein Wort nicht brechen.

So bekam Hans die Prinzessin. Die war hübsch, ja, aber auch verzogen, hochnäsiger und angewidert von dem Muskelprotz, der stank wie eine Brauerei nach Mitternacht. Sie wollte keinen Bauerntrottel mit Bärenkraft, sie wollte einen eleganten Prinzen. Aber Pech gehabt – Märchen kennen keine Wünsche.

Hans nahm sie mit, als wäre sie ein Sack Korn. Und alle im Land flüsterten: „Ja, stark ist er... aber was, wenn er eines Tages die Prinzessin so drückt, dass sie bricht?“

Und genau das blieb die Pointe: Hans war stark, unbesiegbar, ein Held – aber keiner liebte ihn, und er wusste, dass seine Faust ihm alles geben konnte, außer Wärme.

Die Rübe

Es war einmal ein Bauer, so arm, dass selbst die Mäuse seine Hütte mieden, weil's da nix zu fressen gab. Aber er hatte einen Acker, und in einem Jahr wuchs dort eine Rübe. Nicht irgendeine Rübe – ein Monsterding, so groß wie ein Wagenrad, so schwer, dass selbst drei Ochsen dran ziehen mussten.

Der Bauer starrte das Ding an und dachte: *Scheiß drauf, verkaufen kann ich sie eh nicht, also bring ich sie dem König. Vielleicht krieg ich ein bisschen was dafür.* Also spannte er die Rübe an den Karren und zog los.

Der König, gelangweilt wie immer, guckte erst genervt. Aber als er die Rübe sah, fing er an zu lachen. „Bei allen Heiligen, das ist das hässlichste und größte Stück Gemüse, das ich je gesehen hab. Dafür kriegst du was.“ Und er schenkte dem Bauern Pferde, Gold, Land – alles, weil der Typ 'ne verflixte Rübe gezüchtet hatte.

Ein reicher Edelmann hörte davon und wurde neidisch. *Wenn der Bauer für 'ne blöde Rübe so viel kriegst, was krieg ich dann erst, wenn ich dem König ein richtig wertvolles Geschenk bringe?* Also brachte er ein prächtiges Pferd, stark, glänzend, teuer.

Der König grinste. „Schönes Pferd. Weißt du was? Weil der Bauer mir die Rübe geschenkt hat, bekommst du von mir auch was: die Rübe. Hier, nimm sie.“

So schleppte der Edelmann die gigantische, stinkende Rübe nach Hause. Alle lachten, und er konnte sich sein ganzes stolzes Adelsgesicht in den Arsch schieben.

Der Räuberbräutigam

Es war einmal ein hübsches Mädchen aus gutem Haus. Rein, brav, erzogen zum Kochen, Beten und Schweigen. Ihr Vater war ein Händler, reich wie Sau, und wollte sie natürlich an den Mann bringen. Und da trat einer auf – charmant, glatt, mit einem Lächeln, das wie frisch geöltes Messer glänzte. Ein Bräutigam, der alle täuschte. Aber die Leute im Dorf flüsterten: „Der hat was Düsteres im Blick, als würde er nachts mehr reißen als Weiber.“

Eines Tages sagte er zu seiner Braut: „Komm mich besuchen, meine Liebe, damit du mein Haus kennenlernst.“ Sie war misstrauisch – ihr Herz zog sich zusammen, als ob’s ahnte, dass da was faul war. Aber er redete süß, und der Vater drängte, also ging sie.

Im Wald stand das Haus – düster, schwarz, mit Türen, die aussahen, als hätten sie schon hundertmal Blut geschluckt. Drinnen war’s still, zu still. Keine Diener, keine Wärme, nur kalte Wände.

Da flüsterte eine alte Frau aus der Küche: „Kind, du bist hier im Haus der Räuber. Sie werden dich schlachten wie ein Schwein. Versteck dich hinter dem Fass und halt die Fresse.“

Das Mädchen kroch in die Ecke, das Herz pochte wie ein Trommelwirbel. Da kam der Bräutigam mit seiner Bande. Säufer, Mörder, Halsabschneider – eine ganze Rotte von Schweinehunden. Sie schleiften eine andere Frau herein, wehrlos, blass, die Hände gebunden. Lachen, Rülpsen, und dann das Schlachten: Messer raus, Kehle durch, Blut spritzte gegen die Wand. Sie zerhackten sie, als wär’s ein Braten.

Das Mädchen zitterte, starrte – und in dem Moment fiel ein Finger der Toten in ihren Schoß, mit einem goldenen Ring dran. Sie wagte nicht, ihn wegzuerwerfen. Sie hielt ihn fest, als Beweis, als einziger Schutz.

Am Morgen schlich sie heim, bleich, krank vor Angst, aber lebendig. Und als die Hochzeit kam, stand sie da, zitternd, vor der ganzen Gesellschaft. Der

Bräutigam grinste, als sei alles perfekt. Da fing sie an, die Geschichte zu erzählen – wie ein Märchen, aber ohne Lächeln, nur kalt und wahr.

Und dann hielt sie den Finger hoch. Gold glänzte, Blut war noch daran.

Stille. Die Räuber starrten, der Bräutigam wurde weiß. Da sprangen die Leute im Saal auf, der König befahl die Wachen, und ehe der Bastard reagieren konnte, hing er schon am Galgen, zusammen mit seiner ganzen Bande.

Das Mädchen aber lebte weiter. Kein Happy End, kein Liebesglück. Nur das Wissen, dass sie der Hölle ins Gesicht gesehen hatte – und knapp entkommen war.

Die drei kleinen Schweinchen

Es war einmal drei Schweinebrüder, die waren so dumm wie betrunken. Der erste soff den ganzen Tag billigen Apfelwein, der zweite fraß sich fett mit Brei, und der dritte war der Einzige mit einem halben Hirn im Schädel. Ihre Mutter hatte sie rausgeschmissen: „*Geht Häuser bauen, oder der Wolf frisst euch, mir egal.*“

Das erste Schwein war faul. „Haus aus Stroh reicht, Hauptsache ich lieg bald wieder unterm Baum und sauf mir den Arsch weg.“ Gesagt, getan: Er pappte ein paar Bündel zusammen, grinste zufrieden, legte sich mit einer Flasche daneben.

Das zweite war nicht besser. „Holz ist stabil, dauert auch nicht lang, dann kann ich meine Fresse wieder mit Brei vollstopfen.“ Also nagelte er irgendwas zusammen, dass es mehr nach Hühnerstall aussah als nach Haus. Er patschte sich den Bauch, kicherte, und pennte satt ein.

Das dritte Schwein dagegen schwitzte, fluchte, schleppte Steine. „Scheiß drauf, aber wenn der Wolf kommt, will ich wenigstens nicht wie ein Vollidiot sterben.“ Er baute ein Haus aus Stein, fest, kalt, hässlich – aber solide.

Und dann kam der Wolf. Nicht irgendeiner, sondern ein hungriger Bastard mit Magenknurren so laut wie ein Gewitter und Zähnen, die funkelten wie Dolche. Er roch das erste Schwein, schnupperte am Strohhaufen, lachte und rief: „Mach auf, sonst blas ich dein Pisshäuschen weg!“

Das Schwein lallte: „Leck mich!“ – da holte der Wolf Luft, pustete, und der

ganze Scheiß fliegt auseinander. Das Schwein wurde zwischen den Zähnen zerrissen wie ein Stück Speck.

Weiter zum zweiten. Der Wolf klopfte, grinste: „Mach auf, sonst pust ich dein Bretterbudel um.“

Das Schwein wimmerte: „Verzieh dich!“ – der Wolf pustete, Bretter flogen, und schwupps, das zweite Schwein verschwand im Maul wie ein dummer Knödel.

Dann kam das Steinhaus. Der Wolf, aufgeputscht, brüllte: „Mach auf, oder ich blas dir die Hütte weg!“

Das dritte Schwein grinste nur. „Blas dir lieber ’nen Schwanz, Alter.“ Der Wolf pustete, prustete, sabberte, doch nix wackelte. Er tobte, sprang aufs Dach, wollte durch den Schornstein rein. Aber das Schwein hatte schon einen Kessel voll kochendes Wasser darunter gestellt.

Der Wolf plumpste rein, jaulte, und wurde gekocht wie ein verdammter Sonntagsbraten. Das Schwein aß tagelang Wolfssuppe, trank Bier dazu, und lachte über die Dummheit seiner Brüder.

Der gelernte Arzt

Es war einmal ein Bauer, der hatte nix außer Hunger im Bauch und Dreck unter den Fingernägeln. Arbeiten? Konnte er nicht. Denken? Wollte er nicht. Aber er hatte die Fresse locker und genug Frechheit, um sich durchs Leben zu mogeln.

Eines Tages beschloss er: *„Ich werd Arzt. Wenn ich schon nix tauge, dann wenigstens so tun, als hätt ich Ahnung. Die Leute sind dumm genug, die fressen alles.“* Er zog los, schnappte sich einen alten Kittel, den irgendein Mönch weggeschmissen hatte, und schrieb mit Kreide „Doktor Allwissend“ auf ein Schild. Zack – fertig war die Karriere.

Die Bauern rannten sofort zu ihm: „Herr Doktor, meine Kuh gibt keine Milch!“ – Er legte die Hand drauf, murmelte ein paar unverständliche Worte, und befahl: „Gib ihr Bier.“ Zack, Kuh gab Milch. Zufall, aber alle klatschten. „Was für ein Genie!“

Er heilte Krämpfe mit Knoblauch, Fieber mit Schnaps, und wenn einer starb, sagte er: „War sein Schicksal.“ Egal wie’s lief – er hatte immer recht. Bald sprach sich rum: der Typ ist Wunderarzt.

Doch dann kam ein reicher Mann und forderte: „Wenn du wirklich so klug bist, sag mir, wer mein gestohlenen Geld hat.“

Der Bauer-Arzt bekam Schiss. *Jetzt bin ich am Arsch*. Doch er spielte weiter Theater. Sie führten ihn in den Saal, wo die Diener standen – die eigentlichen Diebe. Er dachte verzweifelt: *Oh Gott, wie fang ich an?* Und aus Versehen murmelte er: „Das ist der Erste...“ – und deutete auf den Dieb, ohne es zu wissen. Die Diener kreidebleich.

Dann: „Das ist der Zweite...“ – wieder richtig.

Und beim dritten rief er verzweifelt: „Der Dritte ist auch da!“ – zack, alle drei Diebe kippten um, gestanden alles, und der Bauer sah aus wie ein verdammter Hellseher.

Der Reiche überschüttete ihn mit Gold, die Leute nannten ihn „den gelehrten Doktor“. In Wahrheit war er nichts als ein Glücksschwein mit zu viel Schnauze.

Er fraß, soff und wurde fett. Und jedes Mal, wenn er in den Spiegel schaute, lachte er: „Ich bin kein Arzt – ich bin nur ein Bauer im Kittel. Aber wenn die Welt so dumm ist, dann bin ich halt der Beste.“

Der Vogel Greif

Es war einmal ein König, reich, fett, mit so viel Gold, dass er nicht mal mehr wusste, wohin damit. Aber einer seiner Diener, ein Bauerbursch, hatte's im Kreuz, schlau und frech. Der König hasste ihn dafür, weil er immer zu viel wusste und nicht die Fresse hielt. Also stellte er ihm eine unmögliche Aufgabe: „*Bring mir vom Vogel Greif das goldene Ei. Oder dein Kopf hängt morgen am Tor.*“

Der Vogel Greif war kein kleiner Spatz. Das Vieh war so groß, dass seine Schwingen Schatten über ganze Täler warfen, und sein Schrei klang wie tausend rostige Sensen. Jeder wusste: Wer ihn sucht, wird gefressen, bevor er überhaupt guten Tag sagen kann.

Der Bursche zog trotzdem los, mit nix außer seinem Hunger und einer dreckigen List. Unterwegs traf er Bettler, Hexen, alte Weiber – das übliche Pack, das in solchen Märchen immer im Wald lungert. Und jedes Mal gab er ihnen ein Stück Brot, einen Schluck Bier, oder half, eine Ziege aus dem Graben zu ziehen. Und jedes Mal bekam er im Gegenzug irgendeinen Tipp, ein Zauberstück, oder einen Fluch, der sich später nützlich machte.

Nach einer langen Reise, über Berge und Sümpfe, stand er endlich vor dem Nest des Vogels Greif. Ein Monstrum, geflochten aus ganzen Baumstämmen, voll Knochen von toten Rittern und verbogenen Rüstungen. Und mittendrin: die goldenen Eier, groß wie Mühlräder.

Der Bursch wollte schon zugreifen, da stürzte der Greif vom Himmel. Riesig, hässlich, mit Augen wie brennende Kohlen. Er brüllte: „Was willst du, du Menschenwurm?“

Der Junge log schneller, als er atmete. „Hoher Herr, ich will dir nichts stehlen – ich will dir dienen! Aber mein König, dieser gierige Bastard, schickt mich, um dein Ei zu holen.“

Der Greif lachte, und sein Atem roch nach verwestem Fleisch. „Dann nimm eins, und sag deinem König, dass ich bald komme, um mir meinen Tribut zurückzuholen.“

Der Junge zitterte, packte ein Ei, schleppte es heim – und das Ding war so schwer, dass er fast draufging. Aber er kam an, legte es dem König vor die Füße. Der gierte sofort los, krallte sich dran, und während er sich noch die Finger an der goldenen Schale verbrannte, hörte man draußen ein Donnern. Flügel, groß wie Sturmwolken.

Der Vogel Greif kam.

Und da riss er den König in Stücke, fraß ihn samt Thron und Krone, und flog davon. Der Bursch stand da, mit Blut im Gesicht, grinste schief und sagte: „Nagut, dann bin ich halt jetzt König.“

Und so kam einer ganz oben an, nicht weil er stark oder gottesfürchtig war, sondern weil er frech genug war, den richtigen Bastard für sich fressen zu lassen.

Der Fuchs und die Katze

Es war einmal ein Fuchs, verschlagen, großmäulig, einer von der Sorte, die immer so tun, als hätten sie die Welt erfunden. Er laberte ununterbrochen von seinen *hundert Künsten*. Wie er aus Fallen entkommt, wie er Hunde austrickst, wie er Jäger verarscht. Er klang wie ein Säufer in der Kneipe, der mit jedem Bier noch ein „unglaubliches Abenteuer“ draufpackt.

Und dann war da die Katze. Still, unscheinbar, mit ihrem einen einzigen Trick: auf'n Baum klettern. Mehr konnte sie nicht. Keine großen Reden, keine Prahlerei. Einfach nur: Krallen rein, hoch da, und Ruhe.

„Was? Nur ein Trick?“ höhnte der Fuchs. „Kindchen, ich hab ein ganzes Arsenal. Ich könnte Jägern die Stiefel klauen, die Hunde verarschen, und wenn's sein muss, mich totstellen, bis die Fliegen kotzen. Und du hast nur dieses jämmerliche *auf den Baum klettern?*“

Die Katze zuckte nur mit den Schnurrhaaren. „Manchmal reicht einer, wenn's der richtige ist.“

Da kamen die Hunde. Groß, sabbernd, mit Lust im Blick, den Fuchs und die Katze zu zerreißen.

Der Fuchs schrie: „Jetzt schaut her, ich zeig euch, wie's geht!“ – und fing an, in seinem Kopf nach der richtigen List zu suchen. „Soll ich laufen? Graben? Schleichen? Täuschen? Oder vielleicht Trick Nummer 73: im Kreis rennen und beten?“ Er sprang hin, her, wollte alles auf einmal.

Die Hunde stürzten sich auf ihn, rissen ihn in Fetzen, bis vom Fuchs nur noch ein Haufen rotes Fell im Gras klebte.

Die Katze dagegen war längst oben im Baum, putzte sich gemütlich die Pfoten und schnurrte: „Hundert Künste und keine taugt was. Ein einziger reicht, wenn er sitzt.“

Der Fuchs und das Pferd

Es war einmal ein Bauer, so herzlos und dumm wie ein kaltes Stück Brot. Der hatte ein altes Pferd, das ihm sein Leben lang gedient hatte – pflügen, Karren ziehen, Prügel ertragen. Jetzt war das Tier alt, klapprig, die Knochen knackten bei jedem Schritt. Der Bauer sah's an und sagte: „Taugt nix mehr. Entweder du bringst mir den Löwen her, oder ich jag dich zum Teufel.“

So viel zur Dankbarkeit.

Das Pferd trottete raus, traurig, hungrig, kurz vorm Umkippen. Da traf es den Fuchs. Der Fuchs, schlau wie immer, roch sofort die Misere. „Na, was hängt dir

der Kopf so runter, alter Gaul?“ – Das Pferd erzählte von der idiotischen Aufgabe.

Der Fuchs grinste. „Kein Problem. Ich besorg dir den Löwen. Du musst nur so tun, als wärst du schon tot.“

Gesagt, getan. Das Pferd legte sich hin, die Zunge raus, so schlapp, dass es aussah wie ein Sack Knochen. Da kam der Löwe, groß, brüllend, mit dem Hunger im Maul. „Ein Pferd! Frisch serviert!“ Er sprang drauf, wollte zubeißen – da hatte der Fuchs ihn schon mit dem Schweif des Pferdes an einen Baum geknotet.

Der Löwe tobte, brüllte, zerkratzte die Rinde, aber er hing fest wie ein Idiot im eigenen Gebrüll.

Das Pferd schleppte sich heim zum Bauern, mit dem Löwen im Schlepptau. „So, du Wichser,“ dachte es, „hier ist dein Beweis.“

Der Bauer glotzte, die Augen groß, und wusste nicht, ob er kotzen oder knien sollte. Stattdessen gab er dem Pferd sein Gnadenbrot, also endlich ein Leben ohne Arbeit, ohne Peitsche, nur mit Futter. Das Pferd fraß zufrieden und dachte: *Hättest du das nicht schon früher machen können, Arschloch?*

Die ungleichen Kinder Evas

Es war einmal Eva – ja, die Eva, die angeblich das erste Weib war. Sie hatte Kinder, viele, und wie’s so ist: Manche waren hübsch wie Engel, manche sahen aus, als wären sie mit’m Dreschflegel geknetet worden.

Eines Tages hieß es: Gott will sie alle sehen. Eva bekam Panik. Die schönen Kinder putzte sie raus, wusch ihnen die Fratzen, kämmte die Haare. Die hässlichen aber, die mit den schiefen Nasen, den Warzen, den krummen Beinen – die versteckte sie im Hinterzimmer. „*Die darf der Herr nicht sehen, sonst blamier ich mich.*“

Da kam Gott, mit seinem üblichen Pokerface. Er sah die hübschen Kinder, nickte gönnerhaft: „Die sollen Könige werden, Fürsten, Adelige, Richter, Gelehrte – die, die das Maul aufreißen dürfen und den Rest treten.“

Dann ging er, aber natürlich wusste er, dass Eva getrickst hatte. Denn Gott lässt sich ja nix entgehen – zumindest in diesen Geschichten. Also riss er die Tür zum Hinterzimmer auf, und da standen sie, die Hässlichen. Schmutzig, verschreckt, vernarbt. Gott grinste: „Und die hier – die sollen Bauern werden, Handwerker, Knechte, Schindluder, Schweinetreiber und Bettler. Und weil sie mir so schön verheimlicht wurden, sollen sie sich ihr Leben lang abrackern, bis ihnen das Kreuz bricht.“

Und so kam's: Die Schönen herrschten, die Hässlichen buckelten, und die Welt lief weiter wie ein schlechter Witz.

Die Nixe im Teich

Es war einmal ein Müller, so klamm wie ein Junkie vor'm Pfandautomat. Die Mühle klapperte nicht mehr, das Getreide blieb aus, und seine Frau jammerte ihm Löcher in den Kopf. Da hockte er eines Tages am Teich vorm Rad, schimpfte auf sein jämmerliches Leben – und da tauchte sie auf: die Nixe. Schön, klar, mit Haaren wie flüssiges Gold, aber die Augen? Eiskalt wie Schnaps aus'm Gefrierfach.

Sie zischte: „Willst du reich werden, Müller? Willst du, dass dein Mühlrad wieder läuft, dein Korn wieder rinnt, dein Leben endlich nicht mehr nach altem Schimmel stinkt?“

Der Müller, dumm und gierig, nickte sofort. „Ja, um Gottes willen, ja!“

Die Nixe grinste. „Dann gib mir das, was gerade in deinem Haus ist.“

Er dachte, es sei eine alte Ziege oder ein Sack Mehl. Also schrie er:

„Abgemacht!“

Als er heimkam, rannte ihm sein neugeborener Sohn entgegen. Da wusste er: *Scheiße*. Aber zu spät. Versprochen ist versprochen, und die Nixe vergisst nicht.

Der Junge wuchs heran, schön, stark, tüchtig. Er lernte das Müllerhandwerk, liebte eine Frau, wollte leben. Aber die Nixe lauerte. Kaum war er erwachsen, kam sie aus dem Wasser, streckte ihre kalten Arme nach ihm und riss ihn hinein in die Tiefe.

Die Frau schrie, kämpfte, suchte Hilfe bei einer alten Hexe im Wald. Die gab ihr Tricks: einen Kamm, ein Rad, ein Tuch. Damit konnte sie den Geliebten aus den Armen der Nixe reißen, wenn der Moment kam.

Und so geschah es: Der Müllerbursch, halb tot im Wasser, von Algen gewürgt, wurde gerettet. Die Frau schwenkte das Tuch, der Kamm verwandelte sich in einen Berg, das Rad in ein Flammenmeer – alles, um die Nixe zurückzuhalten.

Am Ende stand das Paar wieder an Land, zitternd, nass, aber frei. Die Nixe schrie, tobte, schlug Wellen, bis der Teich kochte – aber sie bekam ihn nie zurück.

Doch glücklich? Wer glaubt das. Der Müllerbursch wusste: Er lebte nur, weil andere ihr Leben riskiert hatten, und im Traum hörte er jede Nacht die Nixe singen – kalt, süß, wie ein Versprechen, das immer noch gilt.

Die Alte im Wald

Es war einmal ein Mädchen, nicht reich, nicht arm, einfach so ein armes Luder, das irgendwo im Nirgendwo diente. Den ganzen Tag ackern, fressen wie ein Spatz, schlafen auf Stroh. Sie war nicht die Hellste, aber brav genug, dass sie niemandem auf die Eier ging.

Eines Tages schickte die Herrschaft sie in den Wald. Holz holen, Wasser schleppen, irgendeine Scheiße eben. Natürlich verlief sie sich – wie jedes dumme Märchenmädel, das im Wald rumstolpert, ohne zu merken, dass Bäume alle gleich aussehen.

Die Sonne sank, die Schatten wurden länger, und das arme Ding zitterte schon wie ein Reh, wenn's den Jäger riecht. Da kam sie an ein kleines, krummes Häuschen. Drinnen saß eine Alte, mit Falten im Gesicht, die aussahen wie Risse in verdorrter Erde. Augen wie zwei trübe Pfützen, aber sie grinste: „Na, Kind, komm rein. Ich geb dir Obdach, wenn du mir treu dienst.“

Das Mädchen dachte: *Besser Hexe als Wölfe*. Also blieb sie.

Und die Alte war streng. Jeden Tag musste das Mädchen Holz hacken, Wasser tragen, Tiere füttern. Aber immer wieder sagte die Alte: „Mach deine Arbeit ordentlich, und dir soll kein Leid geschehen.“ Also biss sie die Zähne zusammen und tat's.

Bis der Tag kam, an dem die Alte sagte: „Deine Zeit ist um. Geh in den Keller, da findest du, was dir gehört.“

Im Keller aber standen drei Kisten. In einer quiekten Hühner, in einer lagen Goldstücke, in der dritten schlief ein Hund mit Zähnen so lang wie Dolche. Das Mädchen hätte alles nehmen können. Aber sie war ehrlich – oder zu blöd zum Klauen. Sie nahm nur das, was ihr die Alte gab: ein Kästchen voll Gold, klein, bescheiden.

„Weißt du, Kind,“ sagte die Alte, „wer gierig ist, stirbt. Wer bescheiden bleibt, lebt.“ Und sie verschwand, puff, einfach so, als wär sie nie da gewesen.

Das Mädchen kam heim, mit dem Kästchen, wurde reich, heiratete – bla bla, der übliche Mist. Aber nachts, wenn sie in ihrem Bett lag, schwor sie, manchmal draußen im Dunkeln das Krächzen der Alten zu hören. Ein Lachen, das klang wie trockenes Holz im Feuer.

Der Hase und der Igel

Es war einmal ein Hase, großmäulig, selbstverliebt, mit Beinen wie Peitschen und 'ner Fresse wie ein Dorfsäufer, der jedem erzählen muss, wie geil er ist. Er lief übers Feld, sah da den Igel – klein, krumm, mit schiefen Beinen, die mehr nach Kater aussahen als nach Laufen – und fing gleich an zu spotten. „Na du Stummelbein, was machst du hier draußen? Kriegst du überhaupt den Arsch hoch, ohne auf die Fresse zu fliegen?“

Der Igel, der eigentlich nur seine Ruhe wollte, schnaubte: „Halt dein Maul, Hase. Rennen kannst du schneller, klar. Aber klüger bist du nicht.“ „Klüger? DU?“ Der Hase lachte so, dass ihm fast der Sabber aus'm Maul tropfte. „Komm, wir machen ein Rennen. Wenn du gewinnst, sauf ich mit dir 'ne Woche lang. Wenn ich gewinne, gräbst du mir Möhren aus, bis du verreckt bist.“

Der Igel, listig wie ein besoffener Wirtshaushund, dachte: *Okay, Bastard, das Spiel spiel ich mit.* Denn er hatte ja seine Frau, und die sah ihm so verdammt ähnlich, dass man die beiden kaum auseinanderhalten konnte. Also stellte er sie heimlich ans andere Ende der Rennbahn.

Das Rennen begann. Der Hase, voller Testosteron und Dünkel, schoss los wie ein Pfeil. Als er am Ziel ankam, stand da die Igel-Frau und sagte: „Bin schon da.“ Der Hase flippte aus. „Unmöglich! Nochmal!“ Zurückgerannt, und da stand wieder der Igel: „Bin schon da.“

Immer wieder rannte der Hase hin und her, schwitzte, keuchte, bis ihm die Lunge platzte. Schließlich kippte er um, tot wie ein Maikäfer im Schnapsglas.

Der Igel und seine Frau lachten sich ins Fäustchen, gingen heim und lebten weiter – klein, krumm, aber schlauer.

Und der Hase? Der liegt bis heute irgendwo unterm Acker, als Mahnung für alle Maulhelden, die glauben, dass Muskeln immer Hirn schlagen.

Der kleine Sackpfeifer

Es war einmal ein Junge, arm wie die Pest und dünn wie eine ausgeleckte Suppenkelle. Er hatte nix, kein Land, kein Vieh, nicht mal ein gescheites Hemd. Nur eine alte Sackpfeife, die er von seinem Großvater geerbt hatte – ein Ding, das mehr nach Schafstall roch als nach Musik.

Der Junge zog durchs Land, spielte auf der Pfeife, und die Leute gaben ihm ab und zu ein Stück Brot oder einen Becher Dünnbier. Aber meistens lachten sie ihn aus: „Hau ab mit deinem Gejaule, das klingt wie eine Katze, die man durchs Klo zieht!“ Er grinste nur und spielte weiter, weil: Was bleibt dir übrig, wenn du nix anderes kannst?

Eines Tages landete er in einem Dorf, wo Hochzeit gefeiert wurde. Alle fett und besoffen, Fleisch auf dem Tisch, Krüge voller Bier. Der kleine Sackpfeifer hockte sich in die Ecke, spielte ein Lied – und siehe da, die Beine der Leute fingen an zu zucken. Erst nur die Braut, dann der Bräutigam, dann die ganze saufende Meute. Sie sprangen auf, tanzten wie irre, konnten nicht aufhören. Er spielte, sie sprangen, er blies, sie drehten sich, bis Schweiß tropfte und Schuhe platzten.

Doch er konnte nicht mehr aufhören. Die Pfeife spielte fast von allein, schrie, jaulte, lockte die Leute ins Wahnsinnige. Die Gäste tanzten, bis die Zungen aus den Mäulern hingen, bis einer nach dem anderen umkippte – erst lachend, dann röchelnd, dann tot.

Am Ende lag der Saal voller Leichen, das Bier verschüttet, das Fleisch kalt, und der Sackpfeifer stand da, die Backen leergeblasen, die Finger blutig, die Pfeife noch immer warm vom Spielen.

Er lachte, ein bitteres, kleines Lachen, und dachte: *Na, wenigstens hört mir jetzt keiner mehr spöttisch zu.* Dann zog er weiter, allein wie vorher, nur mit der Erinnerung, dass Musik mehr töten kann als jedes Schwert.

Die Scholle

Es war einmal ein Bauer, der hatte so viel Pech im Leben, dass selbst die Krähen keinen Bock hatten, seine Felder leerzufressen. Er ackerte, schwitzte, fluchte, und trotzdem blieb am Ende nur Hunger im Magen und Dreck unter den Nägeln.

Eines Tages stach er mit dem Spaten in die Erde und zog eine fette Scholle raus. Nicht so ein kleines Stück Acker, nein, eine riesige Erdkruste, schwer wie Schuld. Und er dachte: *Scheiße, davon allein werd ich auch nicht satt.*

Da erschien plötzlich ein Geist – hässlich, grau, mit Augen wie Schimmel im Keller. Der grinste und sagte: „Diese Scholle gehört dir. Und alles, was du draufsetzt, wird dir hundertfach gedeihen. Aber wehe, du willst mehr, als du brauchst.“

Der Bauer jubelte, pflanzte Rüben, Weizen, Gerste – und siehe da, die Scholle spuckte alles aus, dick, fett, riesig. Bald hatte er genug zum Fressen, genug zum Saufen, und sogar zum Handeln. Endlich war er jemand.

Doch Gier frisst Hirn. Der Bauer wollte mehr. Er pflanzte nicht nur Essen, er pflanzte Goldstücke, Waffen, sogar Hoffnung. Und die Scholle tat, was sie tun musste – sie spie es aus. Aber nicht so, wie er's wollte: Das Gold kam schwarz und faulig, die Waffen verrostet, die Hoffnung krank und voller Löcher.

Und irgendwann drehte die Scholle durch. Sie öffnete sich, klaffte wie ein Maul, und verschluckte alles: Haus, Vieh, Frau, Kinder, und zuletzt den Bauern selbst. Weg. Nichts blieb außer einem Loch im Boden und ein paar Krähen, die lachten wie besoffene Totengräber.

Die Brosamen auf dem Tisch

Es war einmal ein Bauer, der war so arm, dass er nicht mal die Mäuse im Haus behalten konnte – die zogen weg, weil's bei ihm nicht mal Krümel gab. Doch eines Tages lud ihn ein reicher Mann ein, bei ihm zu essen.

Also saß der Bauer da, hungrig wie ein Hund vorm Metzger. Aber an den Tisch durfte er nicht. Nein, da saßen die Herrschaften, mit fetten Gesichtern, sauberen Händen und so viel Fleisch vor der Nase, dass die Knochen schon

quietschten. Der Bauer aber bekam nichts, nur das, was vom Tisch fiel: ein paar Brosamen. Harte, trockene Reste, die nicht mal die Hunde haben wollten.

Der Bauer kniete auf dem Boden, sammelte die Krümel auf, wie ein Schwein, das die Rinde vom Dreck leckt. Er dachte: *So, das ist also das Leben. Ich brech mir den Rücken im Feld, und am Ende krieg ich die Reste von denen, die nie 'ne Hacke in der Hand hatten.*

Da lachten die Reichen. „Siehst du, armer Tropf, sei froh, dass du überhaupt was kriegst. Gott hat uns reich gemacht und dich arm. So ist die Ordnung.“

Der Bauer nickte scheinheilig, aber innerlich kochte er. Und als er nachts wiederkam, schlich er sich in die Vorratskammer, stopfte sich den Bauch voll Schinken, Käse und Wein, so viel, dass er fast platzte. Am Ende nahm er noch ein Messer und ritzte in die Tafel: *Die Brosamen habt ihr mir gegeben, das Fleisch hab ich mir selbst genommen.*

Am nächsten Morgen tobten die Herren, schrien nach Strafe und Ordnung, aber der Bauer war längst verschwunden. Vielleicht hockte er schon im nächsten Dorf, vielleicht lag er tot im Straßengraben. Aber eines war klar: Er hatte wenigstens einmal im Leben satt gegessen.

Das Waldhaus

Es war einmal drei Schwestern. Die waren so arm, dass sie sich nicht mal die Läuse aus dem Haar kratzen konnten, ohne dass die Nachbarn noch drüber lachten. Da sagte der Vater: „Geht in den Wald, holt Holz. Wenigstens brennen wir dann, wenn wir schon nichts zu fressen haben.“

Die Älteste stapfte los, hungrig, müde, mit einem Gesicht so finster wie ein alter Pflug. Sie verirrte sich – natürlich, wie immer in diesen Märchen. Und plötzlich stand da ein Haus. Mitten im Wald, krumm, schief, und es roch nach altem Fett und Moder. Drinnen saß ein alter, grauer Mann, mit Augen, die aussahen wie zwei Löcher im Schädel. Auf dem Tisch standen Brot und Bier. Und er knurrte: „Gib mir was zu essen, dann kriegst du auch was.“

Die Älteste fraß, als hätte sie seit Wochen nix gehabt, aber den Alten übersah sie. „Soll der sich selber bedienen.“ Da kam ein Klopfen – drei Tiere: ein Huhn, eine Kuh, eine Ziege. Die wollten auch was. Aber das Mädchen stieß sie weg. „Haut ab, ich hab selbst kaum was.“

Am nächsten Morgen lag sie tot im Bett. Kein Schrei, kein Blut – einfach weg. Das Haus nahm sie sich.

Die zweite Schwester kam, gleiches Spiel. Sie stopfte, sie soff, sie scheuchte die Tiere fort, sie ignorierte den Alten. Auch sie war am nächsten Morgen tot, still, kalt wie ein Stein.

Dann kam die Jüngste. Hübscher vielleicht, aber vor allem: weniger dumm. Sie gab dem Alten zuerst Brot, dann den Tieren. Selbst blieb sie hungrig, aber sie lachte dabei. Und siehe da – am Morgen wachte sie auf, lebendig, und das Waldhaus war verwandelt. Kein Moder mehr, kein Dreck, sondern ein Palast, hell, sauber, mit Dienern. Der Alte war kein Greis, sondern ein verzauberter Prinz. Und die Tiere waren seine Leute, verflucht, bis jemand mit Herz kam.

Natürlich heiratete er die Jüngste, natürlich gab's ein Happy End. Aber mal ehrlich: Der einzige Unterschied zwischen Tod und Reichtum war, ob man sein Brot teilt.

Die klugen Knechte

Es war einmal ein Bauer, der hatte Knechte, dumm wie Bohnenstroh, aber mit einer Fresse voller Selbstlob. „Wir sind die Klugen“, sagten sie, „wir wissen alles besser als die Welt.“ Dabei konnten sie nicht mal richtig scheißen, ohne sich gegenseitig die Hosen vollzupredigen.

Eines Tages gab der Bauer ihnen einen Auftrag: „Passt auf den Wagen auf, der im Feld steht, und kommt nicht heim, bevor ich's sage.“ Einfach, oder? Für normale Leute vielleicht. Aber die Knechte machten sich einen Spaß draus.

Sie hockten um den Wagen, langweilig wie die Hölle. Einer meinte: „Was, wenn er uns testen will? Wenn wir was ganz Schlaues machen müssen?“ Also fingen sie an, zu überlegen. Der eine: „Lasst uns die Pferde ablösen, die fressen sonst zu viel.“ – Gesagt, getan. Weg die Pferde. Der Wagen blieb stehen.

Dann: „Was, wenn der Wagen umkippt? Wir sollten ihn leichter machen.“ Also räumten sie alles runter: Säcke, Fässer, Stroh – alles mitten auf den Weg.

„Aber wenn der Bauer zurückkommt, denkt er vielleicht, wir haben nix getan. Wir müssen ihm zeigen, wie schlau wir sind!“ Also bauten sie die Hälfte vom Wagen auseinander, nur um zu zeigen, dass sie „vorsorglich geprüft“ hatten.

Als der Bauer kam, fand er einen kaputten Wagen, verstreute Ladung und drei grinsende Idioten, die schrien: „Siehst du, Herr, wir haben alles getan, um klug zu sein!“

Der Bauer packte den Knüppel, prügelte sie windelweich und schrie: „Ihr seid keine klugen Knechte – ihr seid die größte Scheiße, die jemals Schuhe getragen hat!“

Und die Moral? Die Knechte grinsten trotzdem, blutige Lippen und gebrochene Rippen. „Siehst du,“ sagten sie, „wir sind so klug, dass wir sogar Prügel verdient haben. Wer sonst kann das?“

Die zwei Wanderer

Es waren einmal zwei Burschen, die liefen in die Welt hinaus. Der eine arm, aber ehrlich, mit Hunger im Bauch und Blasen an den Füßen. Der andere großmäulig, voll Hinterlist, ein Kerl, der immer so tat, als wär er ein Kumpel – bis er ein Messer im Rücken parkt.

Sie wanderten zusammen, schwitzten, hungerten, klauten sich hier und da ein Stück Brot. Als sie eines Tages in den Wald kamen, fanden sie eine Hütte. Darin hockte eine Hexe, so runzlig wie ein altes Backblech, aber mit Augen, die glitzerten wie Gift. „Kommt rein, Burschen“, säuselte sie, „hier gibt’s Essen.“

Der eine war vorsichtig, der andere gierig. Sie aßen, tranken, und am nächsten Morgen sagte die Alte: „Ich hab Arbeit für euch. Gräbt mir den Garten um.“ Sie schwitzten, gruben, und fanden – natürlich – Gold. Haufenweise Gold, so schwer, dass die Taschen fast rissen.

Da packte den falschen Kumpel die Gier. Als der ehrliche Wanderer gerade trinken ging, schlug er ihm mit einem Stein auf den Schädel. Blut spritzte, der Bursch fiel um, röchelte. Der andere grinste: „Jetzt gehört alles mir.“ Er scharfte ihn ein, nahm das Gold und zog davon.

Doch die Hexe hatte alles gesehen. Sie kicherte, und der Tote im Grab rührte sich. Nicht ganz lebendig, nicht ganz tot, kroch er wieder heraus – mit Wut im Herz und Lehm im Mund.

Er wanderte weiter, stolpernd, halb Mensch, halb Schatten. Und wie's so läuft: Er traf den Verräter wieder. Der stand inzwischen da wie ein reicher Herr, prahlte mit seinem Gold, hatte Diener und eine Schlampe am Arm.

Doch als er den Totgeglaubten sah, erbleichte er. Der kam näher, dreckig, schweigend, mit Augen, die wie Kellerlöcher brannten. Da fiel der falsche Freund tot um – Herz still vor Angst, noch bevor ein Schlag fiel.

Der Ehrliche aber nahm sein Gold zurück, doch froh wurde er nie wieder. Denn wenn du einmal im Grab gelegen hast, bleibt der Dreck für immer in der Kehle.

Hans mein Igel

Es war einmal ein Bauer, der hatte nix, kein Glück, keine Kinder, nur 'ne Frau, die ihm ständig in den Ohren lag. „Gib mir ein Kind, sonst dreh ich durch!“ Der Bauer, dumm wie eine Kartoffel, rief: „Lieber Gott, ich will ein Kind, und sei's auch ein Igel!“ – Zack, Wunsch erfüllt.

Die Frau gebär einen Sohn, halb Mensch, halb Igel. Stacheln statt Haare, Schnauze statt Nase. Er schrie nicht wie ein Kind, sondern quiekte wie ein Schwein im Schlachthaus. Sie nannten ihn „Hans mein Igel“ – weil man ihn nicht anders nennen konnte.

Der Vater schämte sich so, dass er ihn hinterm Ofen aufzog, wie eine Ratte im Dunkeln. Hans wuchs, lernte reden, aber er war hässlich wie die Sünde. Als er alt genug war, sagte er: „Gebt mir 'nen Dudelsack und 'nen Hahn, dann hau ich ab.“ Der Bauer war froh, ihn los zu sein.

So ritt Hans, der Stachelbastard, auf seinem Hahn hinaus in die Welt. Alle lachten, alle wichen zurück. Er aber spielte auf seinem Dudelsack, dass selbst die Schweine tanzten.

Eines Tages kam er an einen Wald, voller Eber und Schweine. Die trieb er zusammen, so viele, dass man das Grunzen bis zum Himmel hörte. Er wurde Herr der Schweine, ein Hirte des Drecks.

Dann verirrte sich ein König im Wald. Hans half ihm raus, aber nur gegen ein Versprechen: „Gib mir deine Tochter.“ Der König, feige und falsch, versprach's – in der Hoffnung, nie wieder von dem Monster zu hören.

Doch Hans kam, mit seinem Hahn, seinem Dudelsack, seinen Schweinen. Die Prinzessin kotzte fast, als sie ihn sah. „Mit DEM soll ich ins Bett?“ – Aber ein Versprechen ist ein Versprechen.

Die Hochzeitsnacht kam. Hans zog sich aus, voller Stacheln, stinkend nach Schwein. Die Prinzessin heulte, doch er sprach: „Leg ein Feuer an, wirf mir meine Stacheln ins Feuer.“ Sie tat's – und er verwandelte sich in einen Mann. Schön, stark, glänzend wie frisch poliertes Gold.

Am nächsten Morgen lag kein Igel im Bett, sondern ein Prinz. Die Prinzessin sah ihn an und dachte: *Scheiße, vielleicht hat sich das Kotzen gelohnt.*

So wurde aus Hans mein Igel ein Herrscher, und keiner lachte mehr über ihn. Nur er selbst lachte manchmal leise, wenn er an seinen Hahn dachte, der noch immer draußen scharrte, während er im Bett lag und die Prinzessin nahm.

Das Wasser des Lebens

Es war einmal ein König, alt wie verschimmeltes Brot, krank wie ein Hund nach'm Saufgelage. Er lag im Bett, röchelte und stank nach Tod. Seine drei Söhne standen drumherum und taten, als wären sie traurig – in Wahrheit gierten sie nach der Krone.

Da hieß es: *Nur das Wasser des Lebens kann ihn retten.* Ein Wunderding, klar wie Glas, das alles heilt. Aber natürlich lag das nicht gleich ums Eck, sondern in einem Reich voller Fallen, Hexen und Tod.

Der Älteste ritt los. Stolz, arrogant, einer, der dachte, er könnte die Welt kaufen. Unterwegs traf er einen Zwerg – klein, hässlich, mit Augen wie Nägel. Der Zwerg fragte: „Wohin des Wegs?“ Doch der Prinz lachte nur, trat ihn beiseite. *Scheiß auf Zwerge.* Keine hundert Schritte weiter fiel er in eine Falle, lag gefangen in einem dunklen Loch, und niemand kümmerte sich.

Der Zweite zog los. Auch er traf den Zwerg. Er war nicht besser – großspurig, überheblich, glaubte, die Welt schulde ihm alles. Auch er verachtete den Zwerg. Zack – Falle, Loch, weg.

Dann kam der Jüngste. Still, ehrlich, aber mit einem Herz so weich, dass er fast daran verreckt wäre. Er begrüßte den Zwerg, gab ihm Brot, hörte ihm zu. Und der Zwerg half: zeigte den Weg, gab ein Schwert, warnte vor den Fallen. Der

Jüngste bestand Prüfungen, besiegte Monster, erkämpfte das Wasser des Lebens.

Auf dem Rückweg fand er seine Brüder, halbtot in den Gruben. Er zog sie raus, obwohl er hätte sagen können: *Verreckt, ihr Bastarde*. Aber er tat's nicht. Brüderliebe, oder Dummheit. Wahrscheinlich beides.

Doch kaum waren sie frei, verrieten sie ihn. Sie nahmen ihm das Wasser, gaben dem Vater das Heilmittel und ließen den Jüngsten im Elend zurück. Der alte König erholte sich, lobte die Ältesten, und der Jüngste galt als Nichts.

Doch wie in allen verdammten Geschichten kam die Wahrheit ans Licht. Der Verrat flog auf, die falschen Brüder wurden entlarvt. Der Jüngste bekam die Krone, weil er der Einzige war, der wirklich was getan hatte – und weil er den Zwerg nicht getreten hatte.

Aber glücklich? Nein. Denn er wusste: Wenn selbst Brüder dich verraten, gibt's keine Sicherheit. Nur das Wasser im Krug, das nie reicht, um die Fäulnis der Welt ganz wegzuspülen.

Doktor Allwissend

Es war einmal ein Bauer, der war nicht nur arm, sondern auch strunzdumm. Aber er hatte eine Frau, und die war genauso hohl, nur etwas lauter. Eines Abends saßen sie vorm Feuer, kaute an einem harten Stück Brot, und sie sagte: „Hör mal, Hans, du kannst doch nix, du bist zu doof zum Pflügen und zu schwach zum Saufen. Werd doch was Ordentliches – ein Doktor!“

Hans kratzte sich am Kopf. „Doktor? Ich? Ich kann doch nix.“ „Eben drum,“ schrie die Frau, „Doktoren wissen auch nix, die tun nur so. Du brauchst bloß 'nen Titel.“

Also malte sie ihm ein Schild: „*Ich bin Doktor Allwissend.*“ Zack, fertig. Sie hängten es vors Haus, und Hans war offiziell Gelehrter.

Am nächsten Tag kam ein reicher Mann vorbei, der hatte Geld wie Heu, aber Sorgen im Herzen. Ihm war ein Schatz gestohlen worden, und er wollte wissen, wer der Dieb sei. Er sah das Schild, lachte: „Doktor Allwissend! Genau den brauch ich.“

Hans wurde eingeladen, mit ins Herrenhaus. Er hatte Schiss, dass er auffliegt, aber seine Frau flüsterte: „Schnauze halten, Bier trinken, und so tun, als wüsstest du alles.“

Also saß Hans am Tisch, bekam Braten, Wein, und fing an, Sprüche rauszuhauen. „Ja, das Leben ist schwer. Ja, die Welt ist voller Diebe. Ja, die Wahrheit kommt immer raus.“

Und zufällig saßen die wahren Diebe – die Knechte des Hauses – mit am Tisch. Sie hörten das, bekamen Panik, dachten: *Der Kerl weiß es! Der durchschaut uns!* Einer nach dem anderen kippte aus Angst fast vom Stuhl.

Hans murmelte vor sich hin: „Ach, ihr Armen...“ – er meinte seine Bauchschmerzen vom Fressen. Aber die Diebe dachten: *Er weiß es! Er redet von uns!* Also gestanden sie alles und brachten den Schatz zurück.

Der reiche Herr jubelte, zahlte Hans Gold, nannte ihn wirklich „Doktor Allwissend“.

Hans ging heim, den Beutel voller Geld. Seine Frau grinste: „Siehst du? Hab ich’s nicht gesagt? Wissen brauchst du nicht, nur ein Maul, das im richtigen Moment zufällt.“

Der Geist im Glas

Es war einmal ein armer Holzfällersohn, der hatte nix außer Hunger im Bauch und Blasen an den Händen. Der Vater hackte jeden Tag Holz, schwitzte und fluchte, und der Sohn dachte: *Scheiße, so werd ich nie alt. Da muss doch mehr drin sein als Äxte schwingen und Baumstümpfe zählen.*

Eines Tages schlenderte er durch den Wald und fand zwischen den Wurzeln einer alten Eiche eine Flasche. Staubig, schwer, mit einem Korken drauf. Er zog den Stöpsel, und zack – da kam er raus: ein Geist, groß wie ein Kirchturm, hässlich wie eine Schuld, mit einer Stimme, die klang wie Donner nach ’nem Kater.

„Danke fürs Befreien, Bengel,“ dröhnte er, „und zur Belohnung bring ich dich jetzt um. Ich sitz seit Jahrhunderten in dem Glas, und meine Laune ist schlechter als dein Mittagessen.“

Der Junge, schlau oder einfach verzweifelt, grinste: „Ach komm, so groß bist du gar nicht. In dem Glas warst du niemals drin. Beweise das erst mal.“

Der Geist, stolz wie ein besoffener König, quetschte sich zurück ins Glas, lachte noch: „Siehst du?“ – Zack, da stopfte der Junge den Korken wieder drauf.

Jetzt hatte er den Geist in der Hand. „Also, Alter,“ sagte er, „entweder du gibst mir was Nützliches, oder du verrottest da drin bis zum Jüngsten Gericht.“

Der Geist knurrte, aber er wusste: Der Bengel hatte ihn am Arsch. Also versprach er: „Gut, ich geb dir was.“ Und er schenkte ihm ein Lappenstück, das konnte jede Wunde heilen, jedes Eisen zerreißen, jede Arbeit erleichtern.

Der Junge zog los, half hier und da, heilte Leute, machte sich nützlich – und wurde reicher und reicher, bis er eines Tages selbst ein Meister war.

Der Vater, der alte Schinder, glotzte nur, verstand nix, aber er fraß am Ende von des Sohnes Brot. Und der Junge dachte: *Tja, manchmal reicht ein bisschen List, um aus der Armut zu kriechen. Und manchmal ist das Glas der einzige Ort, wo ein Geist hingehört.*

Des Teufels rußiger Bruder

Es war einmal ein Soldat. So einer, der sein Leben für Könige und Feldherren in den Dreck geworfen hatte, und was hatte er davon? Nix. Ein paar Lumpen am Leib, Narben im Gesicht und Hunger im Bauch. Der Krieg war vorbei, die Herren satt und fett, und er wurde einfach weggeschickt wie ein Hund, der zu alt zum Bellen ist.

Er wanderte durch die Gegend, müde, stinkend, bis er im Wald den Teufel traf. Kein großer Auftritt, kein Flammenmeer – nur ein Kerl, schwarz vor Ruß, stinkend nach Schwefel, mit einem Grinsen, das mehr versprach als jedes Gebet.

„Na, Bruder,“ sagte der Teufel, „du siehst beschissener aus als ich. Willst du bei mir dienen? Kein Gewehr mehr schleppen, kein König, der dich tritt. Nur Feuer, Rauch und ich. Dafür geb ich dir genug Geld, dass du dir den Bauch vollschlagen kannst, bis er platzt.“

Der Soldat, abgebrannt und ohne Hoffnung, nickte. *Scheiß drauf. Schlimmer kann's nicht werden.*

Also diente er dem Teufel. Holz schleppen, Kessel heizen, Schwefel rühren. Seine Haut wurde rußig wie die vom Meister selbst, die Finger schwarz, die Lunge voll Rauch. Aber er bekam Gold, immer genug, und lebte besser als je zuvor – so lang er die Fresse hielt und gehorchte.

Nach sieben Jahren sagte der Teufel: „Gut, Bruder, jetzt bist du frei. Nimm den Sack voll Gold, aber schwör, nie wieder sauber zu werden. Bleib rußig, wie du bist.“

Der Soldat zog los. Mit Geld in der Tasche wurde er plötzlich interessant. Die Leute, die ihn früher verjagt hätten, hofierten ihn. Ein Wirt gab ihm das beste Bier, solange er zahlen konnte. Frauen kicherten, solange sie das Gold klimpern hörten. Aber alle tuschelten: *Seht euch den rußigen Kerl an, der sieht aus wie der Bruder vom Teufel selbst.*

Er ließ sich nicht stören. Er soff, er lebte, er verprasste, und wenn einer fragte, was er gearbeitet habe, lachte er: „In der Hölle, mein Freund. Frag nicht nach Schweiß, frag nach Schwefel.“

Am Ende starb er – ob an Bier, Weiber oder am eigenen Ruß, weiß keiner. Aber die einen sagten: *Er kam in den Himmel, weil er nur gehorcht hat.* Die anderen: *Er ging zurück zum Teufel, weil er ihm längst gehörte.*

Und so blieb er: des Teufels rußiger Bruder.

Der Zaunkönig

Es war einmal ein Haufen Vögel, die stritten sich wie besoffene Bauern im Wirtshaus: *Wer von uns ist der König?* Der Adler brüllte: „Ich! Ich hab die größten Krallen!“ Der Pfau spreizte sein Rad und gackerte: „Ich! Ich hab den schönsten Arsch!“ Die Taube gurrte: „Friede, Freunde, Friede!“ – und alle lachten sie aus.

Mitten im Lärm saß ein kleiner Zaunkönig, so winzig, dass man ihn fast übersah. Aber er grinste. So ein scheißbissiges, freches Grinsen, wie's nur einer hat, der weiß, dass er nie durch Stärke gewinnt, sondern durch Fiesheit.

Die Vögel beschlossen: *Wer am höchsten fliegt, soll König sein.* Zack, alle in die Luft. Adler schraubte sich hoch, Kranich flatterte, Gänse schnatterten, Spatzen japsten. Einer nach dem anderen fiel ab, flatterte müde zurück. Nur der Adler stieg höher und höher, bis ihm fast die Federn abbrannten.

„Ich bin der König!“ krächzte er.

Aber da, aus seinem Gefieder, sprang der Zaunkönig hervor. Der kleine Bastard hatte sich einfach versteckt, mitfliegen lassen – und flatterte nun noch ein Stückchen höher. „Seht her, ich bin über euch allen, also bin ich der König!“

Die Vögel tobten, schrien, fühlten sich verarscht. Sie wollten den Zaunkönig fangen und ihn zerreißen. Aber er war zu klein, zu flink, zu frech.

Schließlich versteckte er sich in einem Mauselloch. Die Vögel beschlossen, Wache zu halten, bis er wieder rauskommt. Aber er blieb einfach drin. Am Ende wurde er so oder so König – nicht durch Größe, nicht durch Schönheit, nicht durch Stärke. Sondern, weil er dreister war als alle zusammen.

Die Eule

Es war einmal ein Dorf, klein, schmutzig, voller Leute, die mehr Angst als Verstand hatten. Eines Nachts setzte sich eine Eule auf den Dachboden der alten Mühle. Sie machte kein großes Theater, sie hockte nur da und glotzte mit ihren riesigen Augen, so still, dass jedem das Herz stockte.

Am Morgen entdeckte der Müller das Tier. Er schrie: „Ein Ungeheuer! Mit Augen wie Räder und einem Kopf, der sich dreht wie der Teufel!“ Sofort rannte er ins Dorf, und die anderen kamen, schwer bewaffnet mit Mistgabeln, Äxten und dem Mut von Idioten, die im Rudel dümmer sind als allein.

Sie stürmten die Mühle. Da saß die Eule, still, groß, glotzend. „Heilige Scheiße,“ flüsterte einer, „sie frisst uns, wenn wir zu nah kommen!“ Alle hielten Abstand, schwitzten, zitterten.

Der Dorfälteste, klüger als die anderen, befahl: „Wir müssen sie töten!“ Doch keiner wagte sich ran. Also beschlossen sie, die Mühle einfach abzureißen – Balken für Balken, Stein für Stein. Stundenlang hackten sie, schrien, schwitzten. Und die Eule? Sie saß oben und glotzte.

Als nur noch der Balken mit ihr draufstand, flatterte sie gelangweilt auf und flog davon.

Da standen die Bauern: müde, verschwitzt, und mit einer zerlegten Mühle im Dreck. Die Eule war weg, und sie hatten nichts erreicht außer Schutt und Schande.

Der untreue Hühnermädchen

Es war einmal ein Mädchen, das hütete die Hühner. Den ganzen Tag stand sie im Stall, stank nach Federn, Mist und altem Kornstaub. Sie war jung, hübsch genug, dass die Knechte ihr hinterherpiffen, aber sie hatte ein Herz, das so flatterig war wie die Viecher, die sie bewachte.

Eines Tages kam ein Bursche, schmal, dreckig, mit Augen, die nach Ärger rochen. Er flüsterte süße Worte, versprach ihr ein besseres Leben: keine Hühner mehr, keine Schande, nur Gold, Wein und Küsse. Das Hühnermädchen glaubte ihm.

Statt brav die Eier einzusammeln, lief sie nachts hinaus, traf sich mit dem Kerl hinterm Zaun, während die Hühner im Stall kreischten, weil der Fuchs sich längst bediente.

Am nächsten Morgen fehlten die besten Tiere. Der Bauer tobte: „Wenn das noch einmal passiert, bist du dran!“ Doch das Mädchen schwor: „Ich war’s nicht, ich passe gut auf!“ – und abends rannte sie wieder zu ihrem Lümmel.

Nach und nach fraß der Fuchs den ganzen Stall leer. Nur Federn blieben, Blut im Stroh, und ein Mädchen, das sich vollsülzte mit Lügen.

Bis sie erwischt wurde. Der Bauer stellte sie nachts, sah sie Hand in Hand mit ihrem Liebhaber, während hinter ihnen die Hühner jämmerlich gackerten.

Da brach er ihr das Genick – so einfach, so schnell, wie man ein Huhn schlachtet. Denn für ihn war sie nicht mehr wert als die Tiere, die sie verraten hatte.

Und der Bursche? Der lachte, verschwand, suchte sich die nächste Dumme.

Der Sperling und seine vier Kinder

Es war einmal ein Sperling, klein, graubraun, unscheinbar wie ein Stück Brotkruste am Weg. Er hatte vier Kinder, gierig, laut, mit Mäulern so weit aufgerissen, dass es klang wie ein Chor aus rostigen Nägeln. Jeden Tag flog er, pickte Krümel, Würmer, alles, was man im Dreck fand, und stopfte es ihnen in die Kehlen.

Aber die Welt schert sich einen Dreck um kleine Vögel. Kaum hatten die Küken Federn, kam der Bauer mit seiner Sense, schlug das Gras, zerhackte fast das Nest. Eins der Küken fiel raus, plumpste auf den Boden und wurde gleich vom Hund geschnappt. Knack, weg.

Die anderen drei hockten weiter oben, piepten wie irre. Da kam der Kater vom Hof, fett, faul, aber mit Augen wie zwei Messer. Er sprang, schnappte sich das nächste. Blut, Federn, still.

Zwei blieben. Der Sperling flatterte, schrie, versuchte sie zu retten. Da kam der Junge vom Hof, warf einen Stein – und traf das dritte. Tot.

Nur eins blieb. Das klammerte sich an den Ast, zitterte. Der Sperling sah es an, voller Angst, voller Hass auf die ganze verdammte Welt. Er flog los, wollte ihm Futter bringen. Doch auf dem Rückflug schoss der Bauer selbst mit der Flinte, traf den Alten. Federn regneten, und der Sperling fiel, plumpste hart ins Gras.

Das letzte Küken saß da, piepte, bis es heiser war. Am Abend kam die Katze zurück und machte die Sache zu Ende.

Und das war's. Kein Happy End, keine Rettung, nur Federn im Wind.

Das Märchen vom Schlauraffenland

Es war einmal ein Land, das nannten die Leute Schlauraffenland. Kein Acker, kein Pflug, kein Schweiß, kein Hunger. Alles flog dir in die Fresse, wenn du nur den Mund aufmachtest. Schweine liefen durch die Straßen – gebraten, mit Messer und Gabel schon drin. Fische sprangen von selbst aus'm Wasser direkt in den Topf. Bierquellen sprudelten aus der Erde, Wein floss wie Pisse nach einem Gelage. Und die Leute? Die lagen rum, fett, stinkend, rülpsten im Chor.

Niemand arbeitete. Niemand pflügte. Wer trotzdem mal auf die Idee kam, sich den Rücken krummzumachen, den lachten alle aus: „Arschloch, hier musst du nur die Hand aufhalten!“ – und dann fiel ihm ein gebackenes Huhn drauf.

Aber Schlauraffenland hatte seine eigenen Gesetze. Wer zu viel fraß, platzte wie ein alter Sack. Wer zu lange soff, wachte nackt im Straßengraben auf, mit Fliegen im Maul und nichts als Scham im Kopf. Und wer glaubte, er sei klüger als die anderen, erfinde irgendeinen Trick, der wurde vom eigenen Faulheitsdreck erdrückt.

Einer zum Beispiel: ein Bursche, arm wie Sau, der träumte sein Leben lang davon, nichts mehr tun zu müssen. Eines Tages stolperte er ins Schlauraffenland. Er fraß sich durch Berge von Brei, soff Bier aus Krügen so groß wie Kühe, ließ sich von gebratenen Gänsen ins Bett tragen. „Jetzt bin ich glücklich,“ dachte er.

Nach drei Tagen lag er da – Bauch aufgebläht, Darm verstopft, Augen trüb. Er röchelte, kackte sich noch einmal ein, und war tot. Die anderen lachten, fraßen weiter über seine Leiche hinweg. Denn im Schlauraffenland bist du nur was wert, solange du mitrülpst und mitsäufst.

Der gestohlene Pfennig

Es war einmal ein altes Weib, arm wie die Sünde, krumm wie ein ausgedorrter Ast. Sie bettelte in den Straßen, klopfte an Türen, bekam hier ein Stück Brot, da einen Schluck Dünnbier. Aber ihr Herz war hart, gierig, und immer wollte sie mehr, als man ihr gab.

Eines Tages sah sie in der Kirche einen Pfennig liegen. So klein, so unscheinbar, dass kein reicher Hund ihn überhaupt beachtet hätte. Aber für die Alte war es ein Schatz. Sie schaute sich um – keiner da. Schnell griff sie zu, steckte den Pfennig in die Tasche.

Kaum war sie draußen, fing es an, sie zu drücken. Schwerer und schwerer wurde der Pfennig, als hätt er sich mit Blei gefüllt. Die Alte schnaufte, krümmte sich, wollte ihn wegwerfen – doch er klebte in ihrer Tasche, brannte sich durch den Stoff.

Am Abend lag sie in ihrer Hütte, der Pfennig glühte in der Hand, so heiß, dass er ihr die Finger versengte. Sie schrie, aber niemand hörte sie. Da erschien der Teufel selbst, schwarz, stinkend, mit einem Lachen, das durch die Wände ging.

„Ein Pfennig,“ sagte er, „nur ein Pfennig. Aber er war Gott geweiht. Du hast ihn gestohlen, und jetzt gehört deine Seele mir.“

Die Alte wollte betteln, wollte sich rausreden. Doch der Pfennig sprang von allein in ihren Mund, brannte ihre Zunge, kroch ihr in den Bauch. Sie röchelte, fiel um, starb – und man fand sie Tage später, tot, mit aufgerissenen Lippen und einem Gesicht, das aussah, als hätte sie an einer Glut gelutscht.

Der Pfennig aber lag wieder in der Kirche, glänzend, als wäre nie was gewesen.

Die Kinder in Hungersnot

Es war einmal ein Dorf, das lag in einer Zeit, in der selbst die Krähen verhungerten. Der Himmel war bleigrau, die Felder leer, die Erde hart wie Stein. Kein Korn, kein Brot, kein Tropfen Milch. Nur knurrende Mägen, schwache Beine und Augen, die schon halb tot waren, bevor der Körper nachkam.

Die Kinder waren die Ersten, die es traf. Kleine Knochen, dünne Arme, Bäuche, die wie Trommeln aufgedunsen waren. Sie liefen durch die Gassen, bettelten um Krusten, um Reste, aber es gab nichts. Die Eltern schauten weg, weil sie selbst nichts mehr hatten.

Einige Mütter kochten Wasser im Topf, nur damit es klang, als gäb's noch Suppe. Andere ließen ihre Kinder im Wald verschwinden, damit sie das Schreien nicht mehr hören mussten. Und die Stärkeren? Die klauten, was sie fanden – selbst von den Schwächeren. Bruder nahm dem Bruder die letzte Rinde Brot aus der Hand. Schwester schlug Schwester, um einen Löffel Wasser zu kriegen.

Es war ein Fressen ohne Fressen. Ein Kampf um nichts.

Eines Tages starb das erste Kind. Dünn, still, mit offenen Augen im Dreck. Am nächsten Tag ein zweites, dann ein drittes. Bald lagen sie in den Gassen, und niemand hatte noch die Kraft, sie zu begraben. Die Hunde fraßen, was übrig blieb.

Die Erwachsenen sagten: „So ist es. Gott prüft uns.“ Aber es war kein Gott, der da prüfte – es war nur Hunger. Ein Loch im Bauch, das tiefer war als jedes Grab.

Und die Kinder, die überlebten, waren nicht mehr Kinder, sondern kleine, wilde Tiere, mit Augen, die nie wieder lachten.

Der Stiefel von Büffelleder

Es war einmal ein armer Soldat, der war vom Krieg heimgekehrt mit nichts als dem, was er am Leib trug: eine zerfetzte Jacke, Narben im Gesicht und ein Paar Stiefel aus Büffelleder. Kein Geld, kein Brot, kein Bett, nur Hunger im Bauch und Zorn im Herzen.

Er wanderte durch die Straßen, suchte Arbeit, fand keine. Alle spuckten vor ihm aus: „Der Krieg ist vorbei, wir brauchen dich nicht mehr.“ Er bettelte, er schrie, er spielte den Hund vor den Türen, doch niemand gab ihm was.

Am Ende hatte er nichts mehr außer seinen verfluchten Stiefeln. Da kam er auf die Idee: *Scheiß drauf, wenn's keine Kruste Brot gibt, dann beiß ich eben ins Leder.*

Und so nahm er den Stiefel, schnitt ihn klein, kochte ihn in einem ollen Kessel voller Wasser. Es stank nach Schweiß, nach Blut, nach Dreck. Aber er schlürfte die Brühe, kaute das zähe Leder, bis ihm die Zähne fast abbrachen.

Andere Arme sahen das, lachten erst – und setzten sich dann dazu. Einer brachte einen Löffel Salz, der nächste eine Zwiebel, die er irgendwo gestohlen hatte. Zusammen kochten sie weiter. Am Ende hatten sie einen Eintopf: Büffelleder mit Schweiß, Salz und Tränen. Und sie aßen, als wär's ein Festmahl.

Sie lachten, sie rülpsten, sie schlugen sich die Bäuche, obwohl's kaum mehr war als Gummi im Wasser. Aber für einen Abend vergaßen sie den Hunger.

Der Soldat aber hielt den Stiefel hoch, kaute an der letzten Sohle und sagte: „Seht her, Brüder – wenn die Welt uns nichts gibt, dann fressen wir eben den Dreck, auf dem wir gegangen sind.“

Und alle nickten, weil sie wussten: Morgen gibt's nichts mehr. Nicht mal das.

Der Goldene Schlüssel

Es war mitten im Winter, die Welt lag gefroren wie ein alter Leichnam unter weißem Tuch. Ein Junge, zerlumpt, halb verhungert, stapfte durch den Wald. Die Hände blau, die Zähne klapperten. Er suchte Holz, ein paar Äste vielleicht, irgendwas, damit er nicht erfriert wie ein streunender Hund.

Unter dem Schnee fand er einen kleinen Schlüssel. Gold, fein gearbeitet, so fremd in dieser eisigen, dreckigen Welt, dass er fast die Finger verbrannte, als er ihn aufhob. Ein Schlüssel zu was? Wer weiß. Aber er glitzerte wie ein Versprechen.

„Wenn es einen Schlüssel gibt,“ murmelte der Junge, „muss es auch ein Schloss geben.“ Also kratzte er weiter im Schnee, die Finger wund, die Nägel abgebrochen. Schließlich stieß er auf ein Kästchen. Klein, aus Eisen, verrostet, fast unscheinbar – aber der Schlüssel passte genau ins Schloss.

Der Junge drehte ihn. Ganz langsam, mit zitterigen Händen. Er fühlte, wie die Mechanik sich bewegte. Er hörte das Knacken, als würde sich die Welt selbst öffnen.

Und dann – nichts.

Die Geschichte bricht hier ab. Niemand weiß, was im Kästchen war. War es Gold, Brot, ein Zauber, der die Kälte vertreibt? Oder war es leer, nur eine grausame Laune des Schicksals?

Manche sagen, das Kästchen enthielt alles Glück der Welt, aber der Junge starb, bevor er's sehen konnte. Andere meinen, es war nichts drin – und der Junge fiel mit einem Lächeln im Gesicht um, weil er wenigstens Hoffnung in den Händen gehalten hatte.

So oder so: Der Schnee deckte ihn zu, und niemand fragte mehr nach dem goldenen Schlüssel.

Der Bauer und der Teufel

Es war einmal ein Bauer, arm wie eine Kirchenmaus, aber mit mehr Hunger im Bauch als Verstand im Schädel. Er pflügte und schuftete, doch die Felder gaben kaum mehr her als ein paar schrumpelige Rüben und einen Karren voll Flüche.

Eines Abends, als er wieder über seine verdammte Scholle fluchte, tauchte der Teufel auf. Schwarz wie Ruß, stinkend nach Schwefel, aber lächelnd, als hätte er grad nen ganzen Jahrmarkt betrogen.

„Na, Bauer,“ sagte der Teufel, „du siehst aus, als würdest du gleich deine eigene Hacke fressen. Ich mach dir einen Vorschlag: Wir bestellen das Feld zusammen. Was drüber wächst, krieg ich, was drunter wächst, gehört dir.“

Der Bauer kratzte sich am Kopf. *Drüber? Drunter?* Er grinste. „Einverstanden. Aber diesmal will ich, dass mir der Verstand hilft, nicht nur der Schweiß.“

Also säte er Rüben. Als die Ernte kam, hatte der Teufel die Blätter – ein Haufen grüner Scheiß, bitter und nutzlos. Der Bauer aber zog die fetten Rüben aus dem Boden, lachte, soff sich am Abend einen an und spottete: „Na, Meister, schmecken dir die Blätter?“

Der Teufel knurrte, aber gab nicht auf. „Noch eine Runde, Bauer. Jetzt das Gegenteil. Was unten wächst, gehört mir, was oben wächst, kriegst du.“

„Abgemacht,“ sagte der Bauer, und diesmal säte er Weizen. Oben die goldenen Ähren für ihn, unten die Wurzeln – wertloser Dreck – für den Teufel.

Wieder lachte der Bauer, lauter, dreckiger, stopfte sich Brot in den Rachen und ließ den Teufel mit Erde im Maul stehen.

Da merkte der Schwarze: Mit Muskeln und Feuer kommt er weit, aber gegen einen Bauern mit List und Hunger sieht er alt aus.

Also verschwand er, fauchend, und schwor, nie wieder einen Vertrag mit einem verdammten Schollenkratzer zu machen.

Der Bauer aber erzählte noch Jahre später jedem im Wirtshaus, wie er den Teufel verarscht hatte – zwischen zwei Krügen Bier und einem Rülpsen, der so groß war wie sein Stolz.

Der Faule und der Fleißige

Es waren einmal zwei Burschen, Nachbarskinder, die konnten nicht unterschiedlicher sein. Der eine rannte jeden Morgen raus wie ein Irrer, ackerte, schwitzte, schleppte Wasser, hackte Holz, pflügte das Feld, bis die Hände voller Schwielen waren. Den nannten sie den **Fleißigen**.

Der andere? Der lag im Bett, rülpste, kratzte sich am Sack und dachte: *Die Sonne scheint auch ohne mich, warum soll ich mich kaputtmachen?* Wenn er mal rausging, dann nur, um den Fleißigen zu nerven oder sich in den Schatten zu legen. Den nannten sie den **Faulen**.

Natürlich kam eines Tages ein alter Bettler vorbei – mit Bart, Stock und diesem Blick, der verrät, dass er keiner ist, sondern irgend so ein verkleideter Gott oder Zauberer. Er fragte beide nach Brot und Wasser.

Der Fleißige ließ sofort alles stehen, rannte, holte Krug und Laib, gab das Letzte, was er hatte. Der Faule aber gähnte nur und sagte: „Verpiss dich, Alter, such dir ’nen andern Dummen.“

Da lachte der Bettler, warf seinen Mantel ab – und siehe da: Er war ein Zauberer, ein alter Schlitzohr mit mehr Macht im Finger als die beiden im ganzen Körper. Er sprach: „Fleiß wird belohnt, Faulheit bestraft.“

Dem Fleißigen schenkte er eine Kiste voller Gold, Brot, Wein und allem, was das Herz begehrt. Dem Faulen aber eine Kiste voller Pech, Ratten und Gestank.

Und wie’s immer ist: Der Fleißige wurde reich, hatte genug zu essen, genug zu trinken, und heiratete irgendein Mädel, das vorher noch nie hingesehen hatte. Der Faule aber wurde verjagt, aus dem Dorf gespuckt, und starb im Graben, stinkend, verhungert, vergessen.

Die Gänsehirtin am Brunnen

Es war einmal ein Mädchen, das hütete die Gänse. Kein Schloss, kein Seidenkleid, nur Federn, Mist und das Gekreische von Vögeln, die dümmer waren als die Dorfleute selbst. Jeden Morgen trieb sie die Herde hinaus, setzte sich an den Brunnen, starrte ins Wasser und dachte: *So sieht mein Leben also aus – ein ewiger Kreis aus Kot und Gekrächze.*

Eines Tages kam ein Königssohn durchs Dorf. Jung, sauber, mit glänzenden Stiefeln, die noch nie Scheiße gesehen hatten. Er sah das Mädchen, wie sie am Brunnen saß, das Haar zerzaust, die Hände rau, aber die Augen so klar, dass er fast vergaß, dass sie stank wie ein Stall.

Er sprach mit ihr, lachte, und sie lachte zurück, obwohl sie wusste: *So einer bleibt nicht bei einer Gänsehirtin.* Aber er kam wieder. Jeden Tag. Und

irgendwann schwor er ihr: „Du sollst meine Frau werden, egal, ob du Federn zählst oder Kronen.“

Das Dorf tuschelte, die Gänse schnatterten, und das Mädchen wagte zu träumen. Sie sah sich schon in Samt, mit einem Ring am Finger, und vergaß für eine Weile den Mist unter den Nägeln.

Doch die Königsfamilie erfuhr davon. Die Königin schäumte: „Mein Sohn will eine Gänsehirtin heiraten? Ein Weib mit Gänsekot an den Füßen? Niemals!“ Sie ließ den Jungen fortschaffen, auf Reisen, zu Kriegen, zu Festen – weit weg von der Brunnenbank.

Das Mädchen wartete. Tag für Tag, Jahr für Jahr, am Brunnen mit den Gänsen. Sie wurde älter, die Hände krummer, das Gesicht härter. Der Prinz kam nicht zurück.

Am Ende saß sie allein am Brunnen, die Gänse waren längst andere, aber der Gestank derselbe. Sie blickte ins Wasser, sah nicht mehr ihr Gesicht, nur graue Falten, und flüsterte: „So viel zu Königsworten.“

Dann ließ sie sich nach vorn sinken. Der Brunnen nahm sie, still, kalt, wie ein Grab. Am nächsten Tag standen die Gänse verloren herum, schnatterten, als würden sie nach ihrer Stimme suchen – und fanden nichts.

Die Lebenszeit

Es war einmal der liebe Gott – aber nicht der, den die Pfaffen predigen, mit goldenen Strahlen und frommen Liedern. Nein, der hier war müde, grantig, hatte die Schnauze voll von all den Lebewesen, die nur fraßen, fickten, starben und sich dann beschwerten, dass es zu kurz oder zu lang sei. Also beschloss er, jedem Tier und jedem Menschen seine Lebenszeit zuzuteilen.

Zuerst rief er den **Esel**. „Du sollst dreißig Jahre leben,“ sprach er. Der Esel zog die Ohren an und schrie: „Dreißig? Herr, das ist zu viel! Immer Lasten tragen, Prügel kassieren, Fliegen im Arsch – wer will das dreißig Jahre? Mach mir fünfzehn draus.“ Gott nickte, dachte sich: *Immerhin ehrlich*.

Dann kam der **Hund**. „Du, treuer Wächter,“ sprach Gott, „dreißig Jahre für dich.“

Der Hund jaulte: „Dreißig? Ich renne, belle, krieg Tritte, liege in der Kälte. Das halt ich keine dreißig Jahre aus. Gib mir zwanzig.“
Und Gott gab nach.

Dann kam der **Affe**. Gott sprach: „Dreißig Jahre sollst du klettern, Faxen machen, die Leute belustigen.“

Der Affe zog die Fresse: „Dreißig Jahre Grimassen schneiden und ausgelacht werden? Ich halt das keine zwanzig durch. Gib mir zehn.“
Und Gott gab ihm zehn.

Am Ende kam der **Mensch**. Gott sagte: „Auch du sollst dreißig Jahre leben.“
Der Mensch aber lachte dreckig: „Herr, das ist zu kurz. Gib mir mehr. Gib mir, was die anderen verschmäht haben.“

Also bekam der Mensch: seine dreißig Jahre. Dazu fünfzehn vom Esel, zwanzig vom Hund, zehn vom Affen. Macht zusammen **75 Jahre**.

Und so kam es:

- Die ersten dreißig Jahre lebt der Mensch wie ein Mensch. Er frisst, fickt, träumt, baut.
- Dann schuftet er wie ein Esel, buckelt, trägt Lasten, wird geprügelt von der Arbeit.
- Danach lebt er wie ein Hund, knurrt, liegt im Dreck, hütet Haus und Hof, und die Jungen lachen über ihn.
- Und die letzten Jahre? Da wird er zum Affen, zahnlos, krumm, lächerlich, ein Spielzeug für die anderen, bis er krepirt.

Der Liebste Roland

Es war einmal eine Hexe, die hatte eine Tochter – hübsch wie Zuckerbrot, aber mit einem Herzen hart wie Stein, weil sie von ihrer Mutter mehr Flüche als Lieder gelernt hatte. Und im Haus lebte auch ein armes Mädchen, das musste schuften, kochen, putzen, die Drecksarbeit tun.

Dieses arme Ding liebte den **Roland**. Ein Bursche mit Glanz in den Augen und genug Mut, dumm zu sein. Und Roland – natürlich – liebte sie zurück. Aber die Hexe? Die hatte ihre eigenen Pläne: Roland sollte die Tochter nehmen, nicht die Magd. Denn warum sollte der schöne Kerl die Hände einer Schlampe halten, die nach Asche stank?

Das arme Mädchen merkte bald, dass die Hexe sie aus dem Weg räumen wollte. Sie hörte nachts, wie sie murmelte: „Morgen soll sie sterben. Morgen mach ich's kurz.“

Also schlich sie sich zu Roland, flüsterte: „Wenn du mich liebst, dann flieh mit mir.“

In der Nacht standen sie schon vor der Tür, als die Hexe sie hörte. Sie rannte hinterher, mit Messern, mit Flüchen, mit einer Zunge wie Gift. Doch das Mädchen hatte die Hexenkunst heimlich gelernt. Sie verwandelte sich in eine Blume, Roland in einen Geiger, und die Hexe lief vorbei.

Doch Hexen sind keine Idioten. Immer wieder fand sie sie, immer wieder mussten sie sich verwandeln: in Tiere, in Wasser, in Flammen. Und jedes Mal war's knapper, jedes Mal hörten sie das Kreischen der Alten schon im Nacken.

Am Ende, in letzter Not, verwandelte sich das Mädchen in eine Ente, Roland in einen Jäger. Er schoss – und die Hexe fiel, tot, schwarz, mit einem Schrei, der noch tagelang in den Ohren brannte.

Sie waren frei. Aber Freiheit ist trügerisch. Roland kehrte heim, um seine Familie vorzubereiten, damit er das Mädchen heiraten konnte. Und er schwor: „Ich komme wieder, wart auf mich.“

Doch er kam nicht. Denn inzwischen hatte er eine andere getroffen, feiner, glänzender, bequemer. Das arme Mädchen wartete, mit Herz voller Liebe und Augen voller Hoffnung, bis die Wahrheit durchsickerte: Roland hatte längst ein anderes Weib.

Und so blieb sie allein, mit nichts als ihrer Hexenkunst, ihrer Erinnerung und dem bitteren Wissen, dass selbst der liebste Roland nur ein Mann war – und Männer halten selten, was sie schwören.

Schneewittchen

Es war einmal eine Königin, so schön wie Eis und so kalt wie Schnaps im Winter. Jeden Morgen stand sie vorm Spiegel und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Geilste im ganzen Land?“

Und der Spiegel, ein schleimiger Schmeichler, antwortete: „Ihr, Herrin, ihr seid die Geilste.“

Bis zu dem Tag, an dem er sagte: „Tut mir leid, Schätzchen, aber Schneewittchen, deine Stieftochter, ist schöner. Jung, knackig, ohne Falten und noch nicht von Männern sattgeritten.“

Da platzte der Königin der Arsch vor Neid. „Die Kleine muss weg,“ fauchte sie. Sie befahl dem Jäger, Schneewittchen in den Wald zu führen und ihr das Herz rauszureißen.

Der Jäger, ein feiger Sack, brachte das Mädchen zwar hinaus, aber als er sie ansah – blass, jung, mit Augen wie frisch gezapftes Bier – konnte er’s nicht. Stattdessen schlachtete er ein Schwein, nahm dessen Herz und brachte es zurück. Die Königin fraß es, blutig, tropfend, als wär’s ein Festmahl.

Schneewittchen irrte derweil durch den Wald, stolperte in eine Hütte. Drinnen lebten **sieben Zwerge**. Keine lieben Bergmännlein – sondern saufende, lüsterne, sabbernde Halunken, die den ganzen Tag im Stollen hockten und sich abends mit Bier und Schimpfereien vollließen. Als sie Schneewittchen fanden, grinsten sie: „Du kannst bleiben, wenn du den Haushalt machst.“

Also wurde sie die Putzfrau von sieben stinkenden Männern, die unter der Woche im Dreck gruben und am Wochenende sofften, bis die Balken krachten.

Die Königin erfuhr bald, dass Schneewittchen noch lebte. Also kam sie verkleidet, erst mit einem Miederband, das sie ihr so fest schnürte, dass Schneewittchen fast kriecht wäre. Dann mit einem Kamm, vergiftet, sodass die Haare der Kleinen rauchten, als er sie berührte. Doch die Zwerge retteten sie jedes Mal – nicht aus Liebe, sondern weil sie ihren Dienst brauchten: Kochen, Waschen, Kehlen auskratzen.

Am Ende kam die Königin mit dem Apfel. Halb rot, halb weiß, Gift und Unschuld in einem. Schneewittchen biss hinein, fiel um wie eine Schlampe nach der dritten Schnapsrunde. Die Zwerge stellten sie in einen Glassarg. Warum? Weil sie selbst tot noch zu hübsch war, um sie unter die Erde zu bringen. Sie glotzten jeden Tag rein, sabberten fast, wie Männer im Puff, die kein Geld haben.

Dann kam der Prinz. Ein schmieriger Kerl, reich, gelangweilt, geil. Er sah die Tote und dachte: *So eine will ich haben*. Er fragte nicht nach, er bot den

Zwergen Gold, er wollte sie mitnehmen – **als Deko, als Leiche, als Fetisch.**
Die Zwerge, gierig, sagten Ja.

Auf dem Weg stolperten die Knechte, der Sarg wackelte, und das Stück Apfel sprang Schneewittchen aus dem Hals. Sie röchelte, erwachte, blinzelte. Und was tat der Prinz? Er küsste sie, sofort, ohne zu fragen, ohne zu warten. Ob sie lebte oder tot war, war ihm scheißegal. Hauptsache, jung, schön und still.

So heiratete er sie. Die Königin wurde eingeladen, erkannte Schneewittchen und musste zur Strafe in glühenden Eisenpantoffeln tanzen, bis sie kreischend umfiel.

Alle jubelten. Aber in Wahrheit war's kein Happy End. Schneewittchen war jetzt nur nicht mehr die Sklavin der sieben Säufer, sondern die Trophäe eines Prinzen, der Leichen küsste.

Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, ein aufgeblasener Wichser, der mehr Maul als Hirn hatte. Der hockte beim König und prahlte: „Meine Tochter kann Stroh zu Gold spinnen!“ – warum? Weil er besoffen war und dachte, Lügen machen ihn wichtig.

Der König, gierig wie ein Hurenwirt, glotzte und sagte: „Na, dann her mit dem Mädchen. Wenn sie's kann, krieg ich Gold. Wenn nicht, stirbt sie.“

Also wurde die Tochter eingesperrt, in eine Kammer voll Stroh. Sie saß da, weinte, dachte: *Ich kann ja nicht mal meine Haare flechten, wie soll ich Scheiß-Stroh zu Gold spinnen?*

Da kam er – ein kleiner Kerl, hässlich, krumm, mit Augen wie glühende Kohlen und einem Atem nach Schnaps und Schwefel: **Rumpelstilzchen.**

Er grinste: „Ich kann's für dich machen, Kleine. Aber was krieg ich dafür?“

Die erste Nacht: Er spann, das Gold glänzte, und sie gab ihm ihr Halsband.

Die zweite Nacht: Er spann wieder, und sie gab ihm ihren Ring.

Die dritte Nacht: Der König, gieriger als zuvor, wollte noch mehr. Jetzt hatte sie nix mehr zu geben – außer ihrem verdammten Bauch.

„Wenn du Königin wirst und ein Kind kriegst, gehört's mir,“ zischte der Kleine. Und sie nickte, weil sie sonst sofort geköpft worden wäre.

So wurde sie Königin. Glänzende Kleider, ein fatter König im Bett, und irgendwann ein Kind im Arm. Da kam Rumpelstilzchen wieder, rieb sich die Hände und sagte: „Her damit.“

Sie schrie, sie bettelte, bot Gold, Länder, alles – aber er wollte das Kind. Nur das Kind.

Am Ende machte er ihr ein Angebot: „Wenn du in drei Tagen meinen Namen errätst, darfst du's behalten.“

Sie grübelte, sie probierte: Kunibert? Kaspar? Scheißkerl? Immer falsch. Am dritten Tag aber schickte sie einen Boten in den Wald. Und der sah, wie der kleine Bastard ums Feuer sprang, sang und gröhlte:

„Heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich mir das Kind.
Ach, wie gut, dass niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß.“

Die Königin grinste, als er kam. „Dein Name? Bist du Heinz? Karl? Oder doch Rumpelstilzchen?“

Der Kleine kreischte, stampfte, tobte. „Das hat dir der Teufel gesagt!“ Dann riss er sich vor Zorn selbst entzwei, platzte wie ein Schwein, und die Königin stand daneben, hielt ihr Kind, während die Wände voller Blut und Eingeweide hingen.

Und alle jubelten: „Hurra, die Königin hat gewonnen!“ – aber sie wusste: Eigentlich hat niemand gewonnen. Sie war nur nicht mehr das Opfer eines Zwerges, sondern das Spielzeug eines gierigen Königs.

Jorinde und Joringel

Es war einmal ein Pärchen – Jorinde und Joringel. Jung, verliebt, so naiv, dass sie dachten, Küssen im Mondschein sei der Sinn des Lebens. Sie schlichen durch Wälder, hielten Händchen, schworen sich ewige Treue. Alles klebrig-süß wie ein überreifer Apfel, der bald fault.

Doch der Wald, in dem sie wandelten, gehörte einer alten Hexe. Die war nicht die nette Kräuteroma, die dir Tee macht, sondern ein altes Stück Schorf mit geilen Augen. Sie hatte eine Schwäche: Junges Blut, schöne Mädchen. In ihrer

Burg hielt sie einen ganzen Hühnerstall aus verwandelten Jungfern, alle in Käfigen, zwitschernd, flatternd, unschuldig – Vögel, die mal Frauen gewesen waren.

Als Jorinde und Joringel also im Wald knutschten, legte sich ein Zauber über sie. Jorinde erstarrte, die Lippen noch offen vom letzten Kuss, und verwandelte sich vor seinen Augen in einen Vogel. Federkleid, spitze Flügel, Augen voller Panik. Die Hexe kam, griff zu, stopfte das Tiermädchen in ihren Käfig, lachte dreckig und verschwand.

Joringel? Der stand da wie ein Depp, gelähmt, unfähig, seine Liebe zu retten. Als der Zauber wich, blieb er zurück – ein Junge ohne Mädchen, ein Mann ohne Eier. Er heulte, lief durchs Dorf, bettelte um Hilfe, aber keiner konnte was tun. Denn gegen Hexen hilft kein Mut, nur verdamnte List.

Wochenlang irrte er, fraß kaum, trank mehr als er sprach. Dann träumte er eines Nachts von einer Blume, rot wie Blut, mit einem Tautropfen, der glänzte wie Gold. Wer sie pflückte, konnte den Zauber brechen.

Also suchte er, tagelang, bis die Füße blutig waren. Er fand sie, nahm die Blume, ging zur Burg der Hexe. Drinnen standen die Käfige voller Jungfern-Vögel, alle zwitscherten, als wollten sie sagen: *Hilf uns!* Aber er wusste: Nur eine ist seine.

Die Hexe stellte sich ihm in den Weg, fletschte Zähne, die aussahen wie alte Nägel. Doch die Blume im Arm leuchtete, der Zauber brach, die Alte heulte, sank zusammen, und Jorinde stand plötzlich wieder da – Mensch, nackte Haut, Tränen im Gesicht, lebendig.

Sie fielen sich in die Arme, schworen, nie wieder in den Wald zu gehen, nie wieder die Hexe herauszufordern. Aber das, was zwischen ihnen war, hatte einen Riss bekommen. Denn wenn du einmal gesehen hast, wie deine Liebe zum Tier wird, bleibt der Alptraum im Kopf.

Die zwei Königskinder

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter. Schön, natürlich, wie immer in diesen Geschichten. Ihr Herz aber gehörte nicht irgendeinem reichen Prinzen oder fettgefressenen Grafen, sondern einem Jungen, arm geboren, aber mit Augen, in denen sie mehr Glanz sah als in all den goldenen Hallen.

Sie trafen sich heimlich. Am Brunnen, im Wald, zwischen stinkenden Ställen. Und jedes Mal schworen sie: *Wir bleiben zusammen, egal, was kommt.* Doch das Märchen lacht über solche Schwüre.

Der Vater erfuhr von der Liebe. Er tobte, spie Galle, und schwor: „Meine Tochter wird keinen dahergelaufenen Bastard heiraten!“ Er sperrte sie ein, hoch oben in einem Turm, wo die Luft dünn war und die Sehnsucht noch dicker.

Der Junge aber gab nicht auf. Er wollte sie holen, wollte durch Flüsse schwimmen, Berge erklimmen, Höllen durchkriechen. Er kam bis an einen breiten, wilden Strom. Keine Brücke, kein Boot. Nur Wasser, reißend, kalt wie der Tod. Er sprang hinein. Kämpfte. Strampelte. Und ging unter.

Die Königstochter, im Turm, fühlte es. Ihr Herz brach, und sie sang, kläglich, voller Schmerz, bis sie selbst an den Gitterstäben hing, das Leben aus ihr wich.

Am Morgen fand man ihn unten am Fluss, aufgedunsen, blaue Lippen, Algen im Haar. Sie oben, still, kalt, mit offenen Augen. Zwei Königskinder, so nah und doch getrennt durch Wasser, durch Mauern, durch den beschissenen Lauf der Welt.

Und die Leute im Dorf schüttelten die Köpfe, sagten: „Schade. Hübsches Paar gewesen.“ Und dann gingen sie weiter, aufs Feld, in die Kneipe, ins Bett. Denn Liebe ist ein Lied, das schnell verstummt, wenn Hunger oder Alltag lauter schreien.

Die goldene Frau

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau aus Gold. Nicht bloß ein goldenes Kleid, nein – **eine Frau, die selbst wie Gold schimmerte**, als wär sie in der Sonne geboren. Alle Männer glotzten, alle Weiber flüsterten, und der König selbst hielt sie fest, als wär sie ein Schatz, den keiner berühren darf.

Doch Reichtum hat seinen Fluch. Eines Tages verschwand die goldene Frau. Manche sagten, sie sei ins Wasser gegangen, andere, sie sei von Zauberern geraubt. In Wahrheit war sie einfach fort, weil keiner sie liebte, sondern alle nur glotzten. Gold glänzt, aber wärmt nicht.

Der König war verzweifelt, ließ suchen, ließ jagen, schickte halbe Heere los. Doch nichts. Da kam ein einfacher Kerl – ein Bursche, der mehr Mut als Hirn hatte. Er zog hinaus, schwor, die goldene Frau zurückzubringen.

Auf seiner Reise fand er einen See, schwarz wie Pech. In der Mitte lag eine Insel, und da hockte sie: die goldene Frau. Schön, strahlend, aber kalt wie Erz. Er rief, er flehte, sie solle zurückkehren. Sie aber sagte: „Nur der, der nicht nach Gold giert, kann mich erlösen.“

Also prüfte sie ihn. Schickte ihn durch Wälder, wo die Bäume voller Münzen hingen, durch Flüsse, die nach Silber glitzerten. Er sah die Schätze, aber rührte nichts an – aus Angst, sie zu verlieren.

Am Ende stand er wieder vor ihr. Sie nickte, trat vom Wasser ans Land, und er dachte: *Jetzt hab ich sie*. Doch als er sie umarmte, zerfiel sie in Staub, golden, funkelnd, aber leer.

Denn die goldene Frau war nie mehr als eine Erscheinung – ein Spiegelbild von Gier, von Sehnsucht, von der verdammtsten Menschensucht nach Glanz. Und zurück blieb er: ein armer Hund, leerer als zuvor.

Die weiße und die schwarze Braut

Es war einmal eine arme Magd, die diente bei einer Hexe. Tag und Nacht schuftete sie, während die Alte sie wie ein Stück Vieh behandelte. Doch wie's in Märchen so läuft, verliebte sich der Königssohn in eben dieses Mädchen, nicht in eine feine Prinzessin. Warum? Weil sie ehrlich war, weil sie lachen konnte, und weil er wohl Bock auf was Neues hatte.

Die Hexe aber gönnte ihr kein Glück. Sie nahm ihre eigene Tochter – hässlich, faul, mit einer Fresse wie ein Sack voller Nägel – und setzte sie auf den Wagen, als die Braut zum Königshof fahren sollte. Auf der Reise wurde die arme Magd gezwungen, mit der Tochter die Plätze zu tauschen. Die Tochter setzte sich hin, tat, als wäre sie die Braut, und die Magd musste ihr dienen wie vorher.

Und der Königssohn? Ein Depp. Sah die fette Hackfresse und dachte nicht mal nach. *Das ist also meine Geliebte? Na gut, heiraten wir halt*. Männer sehen, was sie sehen wollen, und hinterfragen selten, wenn's unbequem wird.

Die arme Magd schwieg, biss sich die Lippen blutig, schluckte alles runter. Aber im Schloss war ein Hahn, ein dämliches Vieh, das immer wieder krächte:
„Kikeriki, kikeriki,
die rechte Braut sitzt hier nicht, sie sitzt da unten wie ein Vieh!“

Der König hörte es, erst lachte er, dann wurde er misstrauisch. Schließlich kam raus, was gespielt worden war: Die Hexentochter hatte betrogen, die wahre Braut war erniedrigt worden.

Und die Strafe? Die falsche Braut wurde auf ein Pferd gebunden, in ein Fass voll Nägel gesteckt und durch die Straßen gezerrt, bis sie schrie und in ihrem eigenen Blut erstoff. Die weiße Braut aber wurde Königin, bekam den Thron, den Ring, das ganze Scheißpaket.

Doch tief drinnen wusste sie: Der Mann, der sie liebte, hatte sie nicht erkannt, nicht gesucht, nicht gerettet. Sie war nur Königin, weil ein verdammter Hahn lauter war als ihre eigene Stimme.

Die drei schwarzen Prinzessinnen

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Schön waren sie, aber kalt, hochmütig, mit Blicken wie Messer. Sie glaubten, sie stünden über allem – über dem Volk, über dem Dreck, über den Gesetzen der Welt.

Eines Tages kam ein alter Wanderer ans Schloss. Grau, schmutzig, mit Augen, die mehr sahen als gewöhnlich. Er bat um Brot, ein Stück Wärme. Die Prinzessinnen lachten. Die erste warf ihm Wasser ins Gesicht, die zweite spuckte nach ihm, die dritte schickte die Hunde los.

Der Alte aber war kein Bettler, sondern ein verdammter Zauberer. Er sprach einen Fluch: „Schwarz sollt ihr werden, bis eure Herzen rein sind. Schwarz wie eure Seelen, schwarz wie die Nacht, in der ihr spottet.“

Und zack – da standen sie, ihre Haut wie Kohle, ihre Kleider wie verbrannt, die Haare zu Asche. Nicht schwarz wie edel, sondern schwarz wie Dreck, wie Ruß, wie Pech.

Der König schrie, tobte, rannte Priester und Ärzte ab, aber keiner konnte den Fluch brechen. Also schickte er sie fort, tief in den Wald, weil er ihre Fratzen nicht mehr sehen konnte.

Die drei Prinzessinnen hausten nun in einer Hütte, verflucht, hungrig, wütend. Keiner kam, keiner half. Die Männer, die sich in den Wald verirrt, rannten vor ihrem Anblick davon. Manche blieben – und wurden zu Asche, weil die Prinzessinnen ihren Hass nicht mehr zügeln konnten.

Jahre vergingen. Die erste verdorrte, hart und leer, bis sie nur noch ein Schatten war. Die zweite wurde so bitter, dass sie Steine weinte, und am Ende unter ihrem eigenen Gewicht zerbrach. Die dritte aber, die jüngste, begann eines Tages, einem verletzten Tier zu helfen – nicht aus Güte, sondern aus Langeweile. Doch aus Langeweile wurde Gewohnheit, aus Gewohnheit Mitgefühl. Der Fluch löste sich bei ihr, langsam, und sie wurde wieder schön, aber gebrochen, mit Augen, die nie wieder stolz glänzten.

Und die Moral? Nur eine von drei fand zurück. Die anderen starben schwarz, vergessen, verflucht.

Der gläserne Sarg

Es war einmal ein armer Schneidergeselle, der zog durch die Welt, weil er kein Geld, kein Bett und keine Ahnung hatte, wie er morgen überlebt. So stolperte er eines Tages durch einen dichten Wald, bis er eine Hütte fand. Darin lebte eine alte Frau, die aussah wie ein Sack voller Falten, und die gab ihm zu essen und einen Platz zum Pennen.

Doch kaum war die Sonne untergegangen, da hörte er ein Wimmern, ein Klopfen, als würde jemand gegen Glas schlagen. Er schlich raus, und was sah er? Einen verdamnten **gläsernen Sarg**, mitten zwischen den Bäumen. Drinnen lag – oh Wunder – kein toter Hund, sondern eine Prinzessin, schön wie ein Märchenposter, blass und still wie frisch begraben.

Er starrte sie an, der arme Kerl, und dachte: *Entweder träume ich oder ich bin in einer verdamnten Freakshow gelandet.* Da trat plötzlich ein Hirsch aus dem Gebüsch, groß, stolz, mit Augen wie glühende Kohlen. Kaum berührte er den Sarg, da sprang er auf – knackend, splitternd, und die Prinzessin richtete sich auf, als wäre sie aus einem Albtraum zurückgeholt worden.

Sie erzählte, was Sache war: Ein böser Zauberer hatte sie gefangen, in Glas eingeschlossen, wie ein Stück Schmuck, das man nur glotzen, aber nie anfassen darf. Er selbst war der Hirsch, verflucht und verdammt, durch den Wald zu irren.

Der Schneider, der sonst nicht mal eine Hose ordentlich zunähen konnte, fühlte sich plötzlich wie ein Held. Er half ihr, den Zauber zu brechen, und der Hirsch verwandelte sich zurück in einen Prinzen. Alles war auf einmal schön, groß, glänzend.

Und was bekam der Schneider? Nichts. Keine Krone, keine Prinzessin, keinen Platz im Schloss. Nur die Geschichte und die Gewissheit, dass er wieder nur der Depp war, der die Drecksarbeit erledigt hatte, während die Schönen und Reichen sich in den Armen lagen.

Er zog weiter, hungrig, müde, und murmelte: „Wenn ich noch einmal so einen gläsernen Scheißsarg sehe, dann schlag ich ihn gleich kurz und klein.“

Der Krautesel

Es war einmal ein Bauer, so dumm, dass er dachte, er könne einer Hexe das Kraut aus dem Garten klauen, ohne dass die Alte es merkt. Sein Weib war schwanger und fraß ihm die Haare vom Kopf: *„Hol mir Kraut, sonst verrecke ich! Ich will Salat, ich will Suppe, ich will Grünzeug, und zwar jetzt!“*

Also schlich er nachts in den Garten der Hexe, rupfte ihr den schönsten Krautesel – so nannten die Leute das wilde Zeug – und stopfte sich den Sack voll.

Aber die Hexe hatte Augen wie Ratten im Dunkeln. Sie erwischte ihn, fauchte: „Du räudiger Hund! Für dein Verbrechen sollst du mir geben, was deine Frau unter dem Herzen trägt.“

Der Bauer, feige wie ein Reh, nickte sofort, dachte: *Vielleicht merkt sie's nicht, vielleicht passiert nix.*

Doch Hexen vergessen nicht.

Als das Kind geboren wurde – ein Mädchen, schön, unschuldig – stand die Alte in der Tür, griff es sich und verschwand.

Das Kind wuchs bei ihr auf, zwischen Flügen, Kröten und finsternen Sprüchen. Sie nannte es **Krautesel**, so wie die Pflanze, die ihr Leben gekostet hatte. Und trotz allem wurde es hübsch, mit Haaren wie Goldfäden und Augen klar wie Wasser – ein Schmuckstück im Dreck der Hexenhütte.

Als es alt genug war, sperrte die Hexe sie in einen Turm, hoch, ohne Tür, nur ein kleines Fenster. Warum? Weil die Alte wusste: Schönheit zieht Männer an wie Bier die Zecher – und sie wollte das Mädchen für sich behalten.

Natürlich kam irgendwann ein Königssohn vorbei, hörte die Stimme des Mädchens und war gleich besoffen von Sehnsucht. Er fand heraus: Die Alte kletterte am Zopf des Mädchens hoch. Also schrie er: „Krautesel, Krautesel, lass dein Haar herunter!“ Und sie ließ es. Der Prinz kletterte hinauf, fickte sie mit Worten, mit Schwüren, mit glühenden Blicken – und bald auch mit mehr als Worten.

Die Hexe roch den Braten. Eines Tages, als der Prinz kam, stand sie am Fenster, packte ihn, verfluchte ihn – und er fiel blind zu Boden, stolperte in die Welt hinaus, elend, wie ein Hund. Krautesel aber schnitt sie die Haare ab, verfluchte sie, jagte sie in die Wildnis.

Doch wie's im Märchen läuft: Nach Jahren fanden die beiden sich wieder. Er blind, sie mit einem Kind im Arm, voller Elend. Sie weinte, ihre Tränen fielen ihm in die Augen – und zack, die Blindheit war weg. Alles war Licht, alles war wieder süß.

Sie kehrten zurück ins Königreich, lebten reich, satt, in Samt und Seide. Aber Krautesel wusste: Alles, was sie hatte, war durch Betrug, durch Fluch, durch Schmerz geboren. Und manchmal, wenn der Prinz schlief, starrte sie in die Nacht und fragte sich, ob ihre Mutter damals einfach nur Hunger hatte – und ob sie selbst je mehr sein würde als das Kind eines geraubten Krautes.

Die himmlische Hochzeit

Es war einmal eine Jungfrau, brav, unschuldig, die sang in der Kirche, als wäre sie selbst ein Stück Weihrauch. Alle lobten sie: „So rein, so fromm, so engelsgleich!“ – und genau deswegen bekam sie bald das Schicksal in die Fresse.

Denn je reiner du in Märchen bist, desto schneller fällst du tot um. So kam's: Das Mädchen starb jung, noch mit rosigen Lippen, und die Leute heulten, als hätten sie nie zuvor einen Sarg gesehen. Sie sagten: „Sie ist nicht tot, sie ist nur zu einer himmlischen Hochzeit gerufen worden.“

Im Dorf hieß es, Engel hätten sie geholt. Manche schworen, sie hätten nachts Lichter über dem Friedhof gesehen, wie Kerzen, die nicht erlöschen. Andere sagten, sie hätten Gesang gehört, so süß, dass die Hunde heulten und die Kühe die Milch gerannen.

Die Eltern aber standen da, mit leeren Händen. Mutter weinte, Vater fluchte, und der Pfarrer murmelte Psalmen, als wäre alles ein Gottesplan.

Und was war diese „himmlische Hochzeit“? Ein Märchen, das die Leute sich erzählten, um den Schmerz zu bemänteln. Damit sie nicht zugeben mussten, dass das Leben ein verdammtes Würfelspiel ist, bei dem selbst die Besten verrecken wie die Hunde.

Das Mädchen lag unten in der Erde, die Würmer fraßen schon an ihren Lidern, während oben die Dorfbewohner tranken, beteten und sagten: „Sie sitzt jetzt neben Christus am Tisch.“ Als ob es einen Unterschied machte.

Der Riese und der Schneider

Es war einmal ein Schneiderlein. Nicht tapfer, nicht stark – nur ein schwächlicher Kerl, der den ganzen Tag Nadel und Faden hielt und nachts mehr von Bier als von Ruhm träumte. Doch wie's so ist, hatte er eine große Fresse.

Er stapfte eines Tages durch den Wald und traf einen Riesen. Ein Vieh, so groß, dass der Boden zitterte, wenn er furzte. Der Schneider dachte: *Wenn ich jetzt renne, bin ich tot. Wenn ich klug tue, vielleicht überlebe ich.* Also grinste er breit, als hätte er die Eier des Jahrhunderts, und sagte: „Na, Großer? Ich bin stärker, als du denkst.“

Der Riese lachte, ein Donnern, dass die Vögel vom Baum kippten. „Du? Ein Fliegenpisser? Zeig mir, was du kannst!“

Der Schneider bückte sich, hob einen Stein auf und tat so, als würde er ihn zerdrücken – dabei hatte er in der anderen Hand ein Stück Käse, das er heimlich zerquetschte. Das Wasser tropfte, und er sagte: „Sieh, ich drück den Stein, bis er blutet.“

Der Riese kratzte sich am Arsch, blinzelte und dachte: *Verdammt, der kleine Sack ist stärker, als er aussieht.*

Dann sagte der Riese: „Wirf den Stein so hoch, dass er nie wieder runterkommt.“

Der Schneider warf den Stein, der plumpste zurück. Heimlich ließ er aber einen Vogel fliegen – und der flatterte davon. „Sieh, meiner kommt nicht zurück.“ Der Riese staunte.

Dann: „Bring mir Wasser aus dem Brunnen, aber trag's in deiner Hand.“

Der Schneider schüttete Wasser in einen Sack, ließ's tropfen und grinste:

„Meine Hände halten mehr, als du je trinken kannst.“

Der Riese, dumm wie ein Sack Kohl, glaubte's.

Am Ende war der Riese so verwirrt, dass er den Schneider in sein Haus mitnahm, um ihn zu testen. Aber dort merkte er: Der kleine Bastard ist nur ein Lügner. Als er ihn packen wollte, rannte der Schneider, flink wie eine Ratte, aus der Tür, durch den Wald – und weg war er.

Der Riese blieb zurück, wütend, verwirrt, brüllte in die Bäume. Der Schneider aber hockte sich in die nächste Schenke, bestellte Bier und erzählte jedem, er habe einen Riesen verarscht. Und alle glotzten ihn an, als wär er ein Held – dabei war er nur ein feiger, aber verdammt listiger Hund.

Der Hahnenbalken

Es war einmal ein Haufen Dorftrottel. Wirklich, nicht so leicht vertrottelt, sondern das volle Programm: Gehirn wie Grütze, Herz wie Stroh, und die Zunge schneller als der Kopf. Diese Idioten saßen eines Tages in der Schenke, besoffen, und plötzlich heulte draußen ein Hahn.

„Hört ihr das?“, rief einer, der schon mehr Bier als Zähne hatte. „Das ist ein Zeichen! Der Hahn da oben im Stall sitzt zu hoch. Wenn er runterfällt, bricht er sich das Genick, und wir alle sind schuld.“

Die anderen nickten ernst, als hätte er gerade die Bibel neu geschrieben. „Ja! Wir müssen den Hahn retten!“

Also beschlossen sie, den Hahn mit einem Balken zu stützen. Sie nahmen einen riesigen Holzpfeiler, schleppten ihn unter Geschrei und Gestolper durchs Dorf, alle schwitzten, alle fluchten, aber keiner dachte nach.

Sie stellten ihn unter das Dach, mitten durch das Haus. Der Balken ging vom Boden bis unters Dach, quer durch Küche, Schlafstube, ja selbst durchs

Scheißhaus. Alles war verbaut. Man konnte nicht mehr atmen, geschweige denn wohnen. Aber sie standen davor, stolz wie Könige: „Jetzt ist der Hahn sicher.“

Am nächsten Morgen kräht der Hahn wieder, oben, munter, völlig unbeeindruckt. Die Leute jubeln: „Seht ihr? Unsere Tat hat ihn gerettet!“ In Wahrheit hatte der Vogel nie im Leben Gefahr gelaufen, runterzufallen. Er hockte einfach da, pickte sich die Federn und lachte innerlich über die Vollidioten unten.

Und als die Nachbarn aus anderen Dörfern kamen, sahen sie das Haus mit dem Balken quer durch, schüttelten die Köpfe und sagten: „Da wohnen die Dummsten der Welt.“

Der Okerlo

Es war einmal ein Kaff, irgendwo zwischen Sumpf und Scheißhaus, wo die Leute mehr an Gespenster glaubten als an den Verstand. Dort spukte einer, den sie **Okerlo** nannten. Keiner wusste, was er eigentlich war – Teufel, Geist, Kobold oder einfach nur ein hässlicher Bastard. Aber die Angst der Leute machte ihn mächtiger als jeder König.

Sie erzählten, Okerlo treibe nachts sein Unwesen: klopfte an Türen, schrie durchs Fenster, drehte Kühe auf den Rücken und ließ die Hähne mitten in der Nacht krähen, bis alle dachten, der Weltuntergang stünde vor der Tür. Und jedes Mal, wenn einer ihn sah, schwor er, Okerlo hätte Augen wie glühende Kohlen, Zähne wie rostige Messer und stank nach Bier und Schwefel.

Die Leute wurden panisch. Keiner wagte, nachts allein aufs Klo zu gehen, sie pissten lieber in den Eimer unterm Bett, nur damit der Okerlo sie nicht kriegte. Die Kinder bekamen Schläge, wenn sie zu spät heimkamen, und die Alten erzählten am Feuer, dass er Seelen fresse, wie andere Würste.

Irgendwann beschlossen die Dorfdeppen: „Wir müssen ihn fangen.“ Sie stellten Fallen, mit Brot, mit Bier, sogar mit einer Ziege. Aber nichts funktionierte. Denn der Okerlo war entweder zu schlau oder gar nicht da.

Eines Tages aber schlich ein junger Kerl – einer von denen, die noch Mut mit Dummheit verwechseln – hinaus in den Wald. Er schwor, er würde den Okerlo stellen. Alle lachten, alle wetteten, er käme nicht zurück.

Doch am Morgen kam er wieder. Blass, mit Augen weit aufgerissen, die Hände zitternd. Er sprach nur: „Ich hab ihn gesehen. Er stand da. Er grinste. Er hat meinen Namen gesagt.“

Und er sprach nie wieder ein Wort.

Von da an reichte es, „Okerlo“ zu flüstern, und die Kinder heulten, die Hunde knurrten, und die Männer tranken einen Becher mehr, um ihre Angst runterzuspülen.

Ob es ihn wirklich gab? Scheißegal. Die Angst machte ihn realer als jeden König.

Die weiße Taube

Es war einmal ein Jüngling, arm wie Dreck, aber hungrig nach Glück. Der lief ziellos durch den Wald, als plötzlich eine weiße Taube auf seine Schulter flatterte. Weiß wie Schnee, glänzend wie unschuldiger Schein – aber die Augen dunkel, tief wie Abgrund. Sie sprach (ja, im Märchen reden Vögel, warum nicht?): „Hilf mir, ich bin verzaubert. Folge mir.“

Der Kerl, notgeil auf Abenteuer, folgte der Taube wie ein Hund dem Knochen. Sie führte ihn durch Wälder, durch Dornen, bis zu einem Turm, so schwarz, dass er aussah wie aus Pech gegossen. Drinnen wohnte ein Zauberer, der nicht nur mit Magie spielte, sondern auch mit Menschenherzen wie andere mit Würfeln.

Die Taube verwandelte sich vor seinen Augen – zack, da stand eine Jungfrau, schön, aber bleich, als hätte sie mehr Nächte geweint als geschlafen. „Ich bin seine Gefangene“, hauchte sie. „Er macht aus Mädchen Vögel und sperrt sie in Käfige. Hilf mir, und ich helfe dir.“

Also schmiedeten sie einen Plan. Der Bursche sollte den Zauberer mit List überlisten – eine Aufgabe so absurd, als sollte ein Schuster den Teufel übers Ohr hauen. Doch er tat's: Er stahl den Schlüsselbund, fand die Kammern, befreite die Mädchen, alle flatterten davon, wieder zu Vögeln, ein Schwarm weißer Schatten, der in den Himmel stob.

Doch beim Finale, als er die Jungfrau retten wollte, erwischte der Zauberer sie. Es kam zum Kampf: Blut, Schrei, Zauberblitze, die Wände bebten. Der Junge schaffte es, den Bastard niederzustrecken, das Herz rauszureißen – aber er war selbst halb tot.

Die Jungfrau stand über ihm, die weiße Taube, nun wieder frei, mit Augen voller Glanz. Sie küsste ihn – und er starb. Einfach so. Sie aber flog davon, in den Himmel, ließ den toten Narren zurück, der geglaubt hatte, Liebe sei der Lohn.

Die drei Schwestern

Es waren einmal drei Schwestern. Die eine war schön, die zweite klug, die dritte ... na ja, sie hatte nix außer der Tatsache, dass sie auch existierte. In Märchen reicht das oft, um Ärger zu kriegen.

Sie lebten in einer Hütte am Rand des Waldes, arm, aber voller Hoffnung, dass irgendein Prinz vorbeireiten und sie da rausholen würde. Aber Prinzen haben die dumme Angewohnheit, nur nach Schönheit zu schauen. Also hing das Glück wie immer am Aussehen.

Die Älteste, schön wie ein Sonnenaufgang, bekam bald die ersten Avancen. Männer klopfen an, boten Ringe, versprachen Schlösser. Sie grinste und dachte: *Ich bin raus aus der Scheiße.*

Die Mittlere, schlau wie ein Fuchs, zischte: „Du bist ein dummes Huhn. Schönheit vergeht, Hirn bleibt.“

Die Jüngste aber schwieg. Denn sie wusste, dass weder Schönheit noch Verstand ihr halfen, wenn die Welt sie schon abgeschrieben hatte.

Eines Nachts kam ein Fremder. Dunkler Mantel, Augen wie Glut. Er bot der Familie Reichtum, wenn er eine der Schwestern mitnehmen dürfe. Der Vater, ein jämmerlicher Hund, nickte sofort. „Nimm, wen du willst, Hauptsache, ich hab den Bauch voll.“

Der Fremde entschied sich – für die Schönste. Er führte sie fort, ins Schloss, das mehr nach Grab roch als nach Palast. Und dort kam raus, was niemand hören wollte: Der Fremde war kein Prinz, sondern ein verdammter Menschenfresser. Die Schöne verschwand in seinen Kellern, und was zurückkam, war nur noch Blut an seinen Zähnen.

Ein Jahr später stand er wieder vor der Hütte. „Eine zweite.“ Diesmal nahm er die Kluge. Auch sie verschwand. Auch sie wurde gefressen, Hirn und alles.

Da blieb nur die Jüngste. Der Vater zitterte, die Mutter heulte, aber der Fremde grinste und streckte die Hand aus. Doch die Jüngste, die bisher immer

geschwiegen hatte, spuckte ihm ins Gesicht. „Friss mich nicht, Bastard, friss dich selbst.“

Und siehe da – der Zauber war gebrochen. Denn der Kerl war gar kein Menschenfresser, sondern ein verfluchter Dämon, der von Hochmut und Angst lebte. Er zerplatzte wie ein Sack voller Asche, und aus seinem Schloss wurde nur ein Haufen Steine.

Die Jüngste stand da, allein. Keine Schwestern mehr, keine Familie, nur der Wind im Gesicht. Sie überlebte – aber mit dem Wissen, dass Schönheit und Klugheit nix wert sind, wenn der Tod Hunger hat.

Der singende, springende Löweneckerchen

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter. Und die war – natürlich – schön, weil sonst kein Mensch je auf die Idee käme, eine Geschichte über sie zu erzählen. Aber sie war auch verwöhnt, voller Sehnsucht nach Dingen, die man nicht kriegen sollte.

Eines Tages sagte sie: „Vater, bring mir das singende, springende Löweneckerchen. Sonst will ich nix.“

Der Vater seufzte, aber er war zu weich, um ihr den Wunsch auszuschlagen. Also ritt er los, suchte und suchte, bis er endlich das verdammte Vögelchen sah. Doch kaum wollte er's fangen, sprang ein Löwe vor ihn hin. Ein Vieh so groß, dass der Atem stank wie aus einer Gruft.

Der Löwe knurrte: „Das Vögelchen kriegst du nur, wenn du mir deine Tochter gibst.“

Der König, feige wie ein alter Hund, nickte. *Lieber meine Tochter im Maul des Löwen als ihren Zorn zu Hause.*

Als er heimkam und das Löweneckerchen übergab, war die Tochter begeistert – bis er die Bedingung erklärte. Da war's zu spät: Sie wurde gepackt und fortgeschleppt.

Doch siehe da – der Löwe war kein Löwe, sondern ein verzauberter Prinz. Tagsüber ein Biest, nachts ein Mann. Und die Tochter, so dumm wie verliebt, gewöhnte sich daran. Sie fickten zwischen Fluch und Hoffnung, und bald war sie schwanger, mit dem Kind eines halben Löwen.

Aber das Märchen hat nie Gnade: Sie bekam Sehnsucht nach zu Hause. Der Prinz erlaubte ihr, ihre Schwestern zu besuchen – warnte aber: „Erzähl niemandem von meinem Fluch.“ Natürlich tat sie’s doch, weil Menschen nie die Fresse halten können. Die Schwestern stachelten sie an: „Schau ihn dir bei Licht an! Wer weiß, ob er nicht ein Ungeheuer bleibt?“

In der Nacht zündete sie heimlich eine Kerze an, sah den schönen Mann – und tropfte ihm Wachs ins Gesicht. Da brüllte er, verwandelte sich zurück in einen Löwen und schrie: „Jetzt hast du mich verraten. Nun muss ich fort, zu einer Hexe, die mich gefangen hält!“

Und er war weg.

Die Tochter heulte, packte ihr Kind und rannte ihm nach, jahrelang, über Berge, durch Wälder, bis sie barfuß und halb verhungert war. Am Ende fand sie ihn – bei der Hexe, als deren Diener. Sie musste drei unmögliche Aufgaben bestehen, um ihn zurückzukriegen: Wasser schöpfen in einem Sieb, Wäsche waschen, die nie sauber wurde, und Brot backen ohne Mehl. Mit List und Hilfe von Vögeln und alten Frauen schaffte sie’s.

Und so bekam sie ihn zurück, den Löwensohn, halb Mann, halb Tier, aber wieder frei. Sie lebten zusammen, reich, satt – aber das Vertrauen blieb kaputt. Denn jedes Mal, wenn er sie ansah, wusste er: Sie war die, die den Fluch verraten hatte.

Die Goldkinder

Es war einmal ein Fischer, so arm, dass er den eigenen Schatten hätte verkaufen wollen. Eines Tages zog er nicht einen Fisch aus dem Wasser, sondern einen verdammten **Goldfisch**, glänzend wie ein Schatz. Das Vieh quakte: „Lass mich frei, dann kriegst du Kinder aus purem Gold.“

Der Fischer dachte nicht lange nach. Dummheit hat ja meist kurze Wege. Er ließ den Fisch schwimmen, kam heim, erzählte’s seiner Frau – und siehe da: irgendwann gebar sie zwei Knaben, die glänzten, als wären sie direkt in einer Schatzkammer geboren. Die Haut schimmerte, das Haar strahlte, und jeder im Dorf glotzte, als hätte Gott selbst seine Finger im Spiel gehabt.

Aber Gold zieht Neid an wie Bier die Zecher. Kaum waren die Kinder geboren, da gierte das ganze Dorf nach ihnen. „Schneidet ihnen die Haare, verkauft sie!“

– „Presst ihr Blut, vielleicht macht’s reich!“ – „Schlachtet sie gleich, Gold aus Knochen gibt gute Becher!“

Die Eltern hatten Angst, also jagten sie die Kinder fort, fort in die Welt, weg von der Gier.

Die Goldkinder wanderten, fanden Schlösser, halfen Königen, kämpften gegen Drachen, wie’s halt im Märchen sein muss. Aber jedes Mal, wenn sie einem halfen, hieß es: „Noch mehr, noch härter, beweist euer Gold!“

Sie waren nie einfach Menschen, immer nur **das glänzende Wunder**, ein Schatz zum Ausnutzen.

Am Ende wurden sie von einem neidischen König in den Tod gejagt. Doch Gold stirbt nicht so leicht. Sie verwandelten sich in Schwäne, flogen davon, und überall, wo sie landeten, hinterließen sie Federn, die heller leuchteten als der Himmel.

Die Leute sammelten die Federn, trugen sie als Amulette, verkauften sie, prahlten mit ihnen – und die Goldkinder verschwanden in der Ferne, frei, aber ohne Heimat.

Der Sternthaler

Es war einmal ein kleines Mädchen, arm wie die nackte Scheiße. Kein Vater, keine Mutter, nix als ein Stück Brot und ein Hemd am Leib. Die Welt hätte sie lieber verrecken lassen, aber weil Märchen gern mit Hunger anfangen, latschte sie eben los, irgendwohin, weil’s eh keinen Unterschied machte.

Unterwegs kamen die Aasgeier in Menschengestalt. Zuerst ein Bettler: „Gib mir dein Brot, Kind.“

Sie gab’s her, und er fraß’s gierig, ohne Danke. Dann einer: „Gib mir dein Mützchen, ich frier.“ Sie zog’s ab.

Dann: „Gib mir dein Röcklein, ich schlotter.“ Weg damit.

Schließlich kam noch einer: „Gib mir dein Hemd.“ Und weil sie zu blöd oder zu gut war, stand sie am Ende splitterfasernackt in der Nacht, zittrig, hungrig, ausgelaugt.

Und was passierte? – Die Sterne fielen vom Himmel. Silber, Taler, Münzen, ganze Berge. Sie hatte plötzlich mehr Kohle als alle, die sie vorher ausgeraubt hatten. Märchenlogik: Opfer dich auf, nackig, hungrig, und am Ende wirst du reich.

Aber die Wahrheit? Jeder im Dorf sah nur die Taler. Sie wurde nicht die „heilige Märtyrerin“, sondern ein wandelnder Schatz. Und rat mal, was mit Menschen passiert, die in Gold schlafen, während die anderen leer ausgehen? – Genau. Sie werden nachts abgestochen.

Keiner schreibt das Ende so auf, aber die Geschichte riecht nach Blut: ein nacktes Mädchen, zugedeckt mit Sternthalern, und gierige Hände, die schon nach ihr greifen.

Die drei Vögel

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau, und die brachte ihm drei Töchter. Alle schön, alle mit Augen wie Glas und Haaren wie Seide. Doch Schönheit im Märchen ist immer nur der erste Schritt in Richtung Elend.

Die Königin starb jung, wie's sich gehört, und der König nahm sich eine neue – eine Stiefmutter, hässlich im Gesicht, noch hässlicher im Herzen. Die sah die drei Töchter und dachte: *Wenn die groß werden, sieht keiner mehr nach mir.* Also heuchelte sie Lächeln und plante im Stillen ihren Giftcocktail.

Da hörte sie von drei geheimnisvollen Vögeln, die im Wald wohnten. Jeder Vogel konnte die Zukunft singen: der erste Wahrheit, der zweite Lüge, der dritte Tod.

Also schickte sie die Töchter nacheinander in den Wald – angeblich, um den Vögeln Fragen zu stellen, in Wahrheit, um sie loszuwerden.

Die Älteste ging, kam zum ersten Vogel. Der sang: „Dein Vater liebt dich, aber bald wirst du sterben.“ Zack, ein Blitz aus heiterem Himmel, und sie war Asche. Die Zweite ging, kam zum zweiten Vogel. Der log sie an: „Du wirst Königin und reich, du wirst herrschen über alle.“ Sie lachte, lief heim, prahlte – und die Stiefmutter schnitt ihr in der Nacht die Kehle durch, weil sie ihr im Weg war. Die Dritte, die Jüngste, kam zum dritten Vogel. Der krächzte bloß: „Tod, Tod, Tod.“ Sie schrie, rannte, und da flog der Vogel hinterher, hackte ihr die Augen aus. Blind stolperte sie durch den Wald, bis sie in einen Fluss fiel und verschwand.

Die Stiefmutter triumphierte, saß auf dem Thron, als wäre nichts. Doch in der Nacht kamen die drei Vögel zurück – nicht mehr Walddiere, sondern schwarze Schatten, die sich über ihr Bett legten, sangen und hackten, bis auch sie nur noch Fleisch und Blut war.

Am Ende blieb der König allein. Ohne Töchter, ohne Frau, ohne Wahrheit. Nur das Krächzen von drei Vögeln, das noch Jahre durchs Schloss hallte.

Die Schusterburschen

Es war einmal ein paar Schusterburschen. Lehrlinge, ausgebeutet bis aufs Blut, krummgerackerte Knochen, Blasen an den Fingern, den Rücken krumm vom ewigen Sitzen über stinkenden Lederlappen. Ihr Meister war ein Geizhals, der sie für einen Laib Brot am Tag schufteten ließ, während er selber im Wirtshaus soff und sich wichtig machte.

Die Burschen träumten vom einfachen Leben: Bier, Weiber, Schlaf ohne Nadel im Finger. Aber stattdessen hieß es: Schuhe flicken, Stiefel nähen, Sohlen klopfen, bis der Hahn kräht.

Eines Abends, als der Meister wieder besoffen ins Bett fiel, setzten sich die Burschen zusammen. „Wir gehen kaputt hier. Wir schufteten uns die Seele raus, und was kriegen wir? Einen Tritt in den Arsch und trocknes Brot.“ – „Richtig“, sagte einer. „Dann lasst uns abhauen.“

Also stahlen sie ein paar fertige Schuhe, ein paar Groschen aus der Kasse und rannten in die Nacht. Über Stock, über Stein, immer weiter, bis sie dachten: *Frei!*

Aber Freiheit ist teuer. Sie versoffen die Groschen im ersten Wirtshaus, prahlten mit den gestohlenen Schuhen, und schon hingen die Dorfpolizisten an ihrem Arsch. Einer wurde gehängt, einer floh ins Ausland und landete im Krieg, und der dritte kam tatsächlich bei einem anderen Schuster unter – nur um nach Jahren selber so ein geiziges Schwein zu werden wie der alte Meister.

Denn das ist die Wahrheit: Ausgebeutete Lehrlinge werden selten Heilige. Entweder gehen sie drauf, oder sie werden die nächste Generation von Ausbeutern.

Der Teufel und der Bauer

Es war einmal ein Bauer, so arm wie ein ausgefressener Acker nach der Dürre. Jeden Tag ackerte er sich den Buckel krumm, und doch hatte er nichts als trocknes Brot und Blasen an den Händen. Da kam eines Abends ein Fremder den Feldweg entlang. Schlanker Kerl, feiner Mantel, roch nach Schwefel und billigem Schnaps. Und seine Augen – die glühten, als hätte er sich die Hölle selber eingesteckt.

„Bauer,“ sprach er, „du siehst aus wie einer, der keinen Gewinn kennt. Lass mich dein Teilhaber sein. Ich helfe dir, deine Felder fruchtbar zu machen. Aber der Ertrag – den teilen wir. Was oben wächst, gehört dir, was unten wächst, gehört mir.“

Der Bauer, nicht auf den Kopf gefallen, dachte: *Wenn der Idiot Wurzeln will, soll er sie haben.* Also säte er Getreide. Der Sommer kam, das Feld stand golden, und der Bauer lachte, während der Teufel mit einer Handvoll dürre Wurzeln dastand wie der letzte Trottel.

„Noch einmal!“ fauchte der Höllenhund. „Diesmal, was oben wächst, gehört mir, was unten wächst, dir!“

Der Bauer nickte. Er säte Rüben. Als es Herbst wurde, zog er dicke Knollen aus der Erde, während der Teufel mit einer Hand voll nutzloser Blätter dastand, grün, welk und ohne Wert.

Da schäumte der Teufel. „Du Bauer, du betrügst mich!“ – „Ich?“, lachte der Bauer, „ich halte nur Verträge.“

Der Teufel stampfte, dass der Boden bebte, und verschwand unter Rauch und Gestank. Aber der Bauer stand da, lachte, dachte, er hätte die Hölle ausgetrickst. Doch in der Nacht, wenn er allein im Bett lag, hörte er's im Ohr zischen: „Wir sehen uns wieder. Keiner beschleißt den Teufel zweimal.“

Und so lebte er – reich durch Getreide und Rüben, ja, aber mit dem Gefühl, dass jeder Schatten am Wegesrand die Rechnung war, die noch offenstand.

Der Bauer und die Teufel

Es war einmal ein Bauer, ein richtiger Dreckskerl vom Land, mit mehr Hornhaut an den Händen als Verstand im Schädel. Der ackerte Tag und Nacht, aber der Acker blieb so leer wie sein Geldbeutel. Eines Abends, als er völlig besoffen vom Most in den Graben kippte, hörte er plötzlich ein Kichern.

Er rieb sich die Augen – und da sah er sie: ein halbes Dutzend kleiner Teufel, hockten auf seinem Feld, tanzten, schrien, säten Chaos wie Kinder mit zu viel Zucker. Sie schlepten seine wenigen Samen weg, tranken sein Bier, warfen Dreck in den Brunnen.

Der Bauer brüllte: „Was macht ihr Schweine auf meinem Land?“
Die Teufel kreischten zurück: „Wir nehmen uns, was wir wollen! Wenn du's verhindern willst, dann komm doch!“

Jetzt war der Bauer nicht der Klügste, aber er hatte den Zorn eines Mannes, dem nichts mehr zu verlieren bleibt. Also packte er seine Sense, schwang sie im Mondlicht, und ehe die Teufel „Hölle“ kreischen konnten, hatte er zwei von ihnen die Schwänze gekappt. Die restlichen fauchten, schrien und rannten davon, als wären sie von Weihwasser erwischt.

Doch einer blieb. Klein, bucklig, frech wie ein Spatz. „Hör zu, Bauer,“ sagte er. „Lass uns leben, und wir geben dir etwas, was du nie hattest: Glück im Acker. Wir bringen dir Ernte, wir machen dich reich.“

Der Bauer lachte, mit Bierfahne im Maul. „Reich? Ihr Lumpen? Ich scheiß auf eure Versprechen.“ Aber er war auch nicht ganz blöd. Statt sie zu verjagen, schloss er einen Handel: Sie durften nachts auf seinem Feld tanzen, wenn sie ihm dafür jede Saat verdoppelten.

Und tatsächlich: Ab dem Tag wuchs das Korn doppelt so hoch, die Rüben doppelt so fett, der Wein doppelt so stark. Der Bauer wurde reich. Doch das Dorf flüsterte: „Das ist Teufelswerk.“

Er grinste nur, zog sich Wein nach, und dachte: *Scheiß auf Moral, Hauptsache, der Keller ist voll.*

Aber der Handel hatte seinen Preis. Denn mit jedem Jahr, das die Teufel halfen, wurde der Bauer ein Stück krummer, ein Stück schwärzer in der Seele. Er trank mehr, schlug seine Frau, verjagte die Kinder, bis er am Ende allein im großen Hof saß – reich, aber leer.

Und in der letzten Nacht, als er alt und halb blind war, kamen die Teufel zurück. Sie lachten, tanzten, rissen ihn vom Bett und schleppten ihn in die Erde. Niemand sah ihn je wieder. Nur sein Acker – der wuchs weiter, fruchtbar wie nie.

Die beiden Wanderer

Es war einmal zwei Kerle, arme Schweine, die nix hatten außer Blasen an den Füßen und einem Hunger, der ihnen die Eingeweide zerfraß. Also zogen sie zusammen los – *Wanderer*, sagten sie, aber in Wahrheit waren sie einfach obdachloses Gesindel, das von einem Dorf zum nächsten torkelte und hoffte, irgendwo ein Stück Brot oder ein Glas Dünnbier abzustauben.

Der eine war ein ehrlicher Trottel, der glaubte an Gott, an Gerechtigkeit, an die große Rechnung im Himmel. Der andere war ein Bastard – scharf auf Abkürzungen, auf Betrug, immer auf dem Sprung, dem Leben eins reinzudrücken, bevor es ihn tritt.

Sie kamen in ein Dorf, wo man sagte, ein Goldschatz läge im Berg, bewacht von einem blinden Riesen. Der Ehrliche meinte: „Lass uns beten, vielleicht schenkt uns Gott den Schatz.“

Der Bastard grinste: „Beten? Ich piss lieber in den Brunnen des Riesen und seh, ob er was merkt.“

Sie schlichen rein, klauten ein paar Brocken Gold, und der Riese brüllte wie Donner. Der Bastard rannte, der Ehrliche stolperte, fiel hin, und hätte der andere ihn nicht gepackt, wäre er tot gewesen. „Siehst du,“ sagte der Bastard, „so läuft’s. Wer zaudert, ist tot.“

Aber Neid ist wie Rattenfraß – er nagt von innen. Der Bastard sah bald, dass der Ehrliche sein Gold nicht für Wein und Huren verprasste, sondern es teilte, half, Leuten Brot kaufte, Kinder fütterte. Das machte ihn krank. *Warum wird der Idiot geliebt, während ich gefürchtet bin?*

Eines Nachts, als sie am Feuer saßen, schlug er dem Ehrlichen den Schädel mit einem Stein ein. „So, jetzt bin ich der, der die Geschichte erzählt.“ Er begrub ihn am Wegesrand, stopfte sich die Taschen voll und zog allein weiter.

Doch so wie das in Märchen läuft: Er verirrte sich. Statt Städte fand er Sümpfe, statt Wein nur faules Wasser. Das Gold wurde schwer, die Taschen rissen, und

am Ende stolperte er in denselben Berg zurück, aus dem sie den Schatz geraubt hatten. Der Riese wartete.

Und diesmal gab's kein Entkommen.

Frau Holle

Es war einmal eine Witwe, so geizig und hartherzig, dass ihre Kinder ihr nur als Werkzeug dienten. Die Goldmarie, brav, dumm wie Weißbrot, musste schuften bis ihr die Finger bluteten. Pechmarie, faul wie die Nacht, wurde verhätschelt, weil sie der Alten ähnlich war: breit, böse und mit einer Fresse, die jedem Hahn den Kamm hängen ließ.

Eines Tages verlor Goldmarie beim Spinnen ihre Spule in den Brunnen. Die Mutter schrie, als hätte sie den Staatsschatz verjubelt: „Spring hinterher, oder ich prügel dir die Knochen krumm!“ Also stürzte das Mädchen ins Wasser – und landete nicht tot, sondern in einer Märchenwelt, die aussah wie eine Mischung aus LSD-Trip und Arbeitslager.

Da standen Brote, die schrien: „Hol uns raus, wir verbrennen!“ – und Äpfel, die brüllten: „Schüttel uns, wir faulen sonst!“

Und Goldmarie tat's, weil sie so verflucht gehorsam war. Sie schuftete wie eine Blöde, half jedem Ding, das kreischte, und dachte: *Vielleicht mag mich endlich mal jemand, wenn ich alles mache, was er sagt.*

Am Ende traf sie Frau Holle – eine alte Hexe mit Zähnen wie rostige Nägel und Augen, die funkelten wie kalte Kohlen. Frau Holle grinste: „Du willst Arbeit? Du kriegst Arbeit.“

Also musste Goldmarie Betten schütteln, bis die Federn flogen. Jeder Flocke Schnee, die vom Himmel fiel, war ihr verschissener Schweiß. Wochenlang schuftete sie, brav, bis sie nicht mehr wusste, ob sie noch Mensch oder nur noch Dienstmagd war.

Dann sagte Frau Holle: „Geh heim.“ Und beim Abschied wurde Goldmarie mit Gold überschüttet. Sie stand da wie eine Statue, glänzend, eine lebende Geldmaschine. Zuhause jubelte die Mutter, küsste sie fast vor lauter Gier – aber nicht aus Liebe, sondern weil die Tochter endlich Profit brachte.

Natürlich musste auch Pechmarie in den Brunnen. Doch sie war zu faul, zu dumm, half weder Brot noch Äpfeln, schüttelte kein Bett, sondern nur ihren fetten Arsch. Frau Holle sah sie an, lachte höhnisch, und beim Abschied schüttete sie Pech über sie. Schwarzes, stinkendes Pech, das nie mehr abging.

Die Leute im Dorf sahen Goldmarie und sagten: „So soll ein Mädchen sein – brav, fleißig, ergeben.“

Und sie sahen Pechmarie und spien auf den Boden: „So endet die Faule.“

Doch die Wahrheit? Goldmarie war nicht belohnt worden – sie war dressiert wie ein Hund. Und Pechmarie war nicht bestraft worden – sie war nur ehrlich zu faul, um sich kaputtzuschinden. Am Ende hatten beide verloren: die eine ihre Freiheit, die andere ihre Würde.

ENDE

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025